



I.

Im trauten Kreise seiner Nachbarn und Freunde saß auf dem Schlosse Scharfstein der greise Burgherr Runo in dem festlich erleuchteten Bankettsaale. Es war ein Ehrenfest, das sie begingen, denn der einzige Sohn und einstige Erbe von Scharfstein, Junker Guido, der sich bereits schon durch mehrere Waffenthaten rühmlich ausgezeichnet hatte, empfing an diesem Tage den Ritterschlag und wollte schon am nächsten die väterliche Burg verlassen, um, wie es zur damaligen Zeit einem wackeren Ritter geziemte, auf Abenteuer auszugehen, und erst wenn er deren mehrere im Verlaufe der Jahre glücklich bestanden, nahm er sich vor, wieder nach dem Schlosse seiner Ahnen zurückzukehren.

Viel wurde daher unter den anwesenden Rittern gesprochen von mancherlei Gefahren und Abenteuern, die auch sie glücklich bestanden hatten, und wobei ihnen nicht selten gar übel mitgespielt worden war.

In der Gesellschaft befand sich unter anderen ein Gast, der kein Rittersmann, sondern ein kleines dürres Männchen im grauen Habit mit flugblickenden Augen war. Auf allen Burgen wohl bekannt und wohl gelitten, wußte er in allen Fällen Rath zu ertheilen, war bewandert in mancher geheimen Wissenschaft und verstand es, die Kräuter und Wurzeln zu heilsamen Salben und stärkenden Arzneien zu verarbeiten. Man wußte nicht, woher er stamme; er selbst sprach nie darüber, und so befreundet man auch mit ihm war, so kam doch keiner dazu, ihn nach solchen Sachen zu befragen, denn ein seltsames Etwas in seinem Wesen hielt jede Neugier in den geziemenden Schranken. Er

wußte am Hofe des Kaisers so gut Bescheid, als auf dem Schlosse Scharfenstein, wo er auch sehr häufig zusprach. Wenn er erschien, geschah es immer plötzlich, und man wußte nicht, woher er kam; auch erschien er in der Regel nur, wenn irgend ein wichtiges Ereigniß bevorstand, oder wenn man seines Rathes bedurfte. Gestern verweilte er mit den Rittern beim Humpen, aber er trank nur wenig, sprach auch nicht viel und schien sich nur der kräftigen treuherzigen Reden seiner Freunde zu erfreuen.

Auf Scharfenstein hatte er sich gestern eingefunden, um dem Ritterschlage seines Lieblings, des wackeren Junkers Guido beizuwohnen. Dieser verdiente auch die Zuneigung des treuherzigen Vaters Leutholtz, so nannte man den Unbekannten, im vollsten Maaße; denn jegliche Rittertugend war ihm eigen. Sein furchtloses Herz bebte vor keiner Gefahr; er war wieder gestimmt und hatte vollen Abscheu gegen jede Unredlichkeit; kein Makel hastete auf ihm; seine Seele war so rein, wie ein Thautropfen, der in der Morgensonne gleich dem Krystalle schimmert. Sein großes lichtblaues Auge war der Abglanz seiner Seele; sein blühendes, von blonden Locken umwalltes Antlitz athmete Sanftmuth und Milde; aber dennoch war er furchtbar im Kampfe. Mit seiner kräftigen Gestalt schmetterte er die Feinde nieder, wie der Sturmwind die Halme des Feldes, und im Schlachtgewühle glich seine Stimme dem fernen Grollen des Donners. Er war der Stolz seines Vaters und seiner Freunde; der Erstere fand in ihm das Ebenbild seiner Jünglingsjahre wieder, so wie er in seiner einzigen sechzehnjährigen Tochter Ida das Ebenbild seiner längstverstorbenen Gattin erkannte.

„Aber mein lieber, junger Rittersmann,“ sprach Dagobert von Adelsberg, „Ihr spielt traunt ein gewagtes Spiel! Morgen zieht Ihr aus, um Ruhm

zu erwerben, die Unschuld zu beschützen gegen jegliche Unbill, und allen Ruchlosen, so viel Ihr deren erreichen könnt, das Handwerk zu legen. Das ist wohl ein mannhaft ritterlich Fürnehmen, und ich traue Euch zu, daß Ihr vor Keinem so leicht Euere Lanze senkt; aber so ganz und gar solltet Ihr doch nicht bloß auf die unüberwindliche Kraft Eueres Armes bauen, solltet ein wenig hinzuthun, was die Begeisterung aufregt, wenn die Körperkraft im langen heißen Kampfe erliegen will.“

„Ich verstehe Euch nicht, Ritter Dagobert; worauf soll denn ein Ritter mehr vertrauen, als auf die Kraft seines Armes und sein gutes Schwert.“

„Ha, ha, ha!“ lachte Dagobert recht vergnüglich: „die baare liebe Unschuld! Solltet Ihr denn wirklich noch nicht wissen, daß ein Liebesfähnchen, ich meine eine Busenschleife oder eine von zarter Hand gestickte Feldbinde, ein Amulet, ein Talisman ist, der einen Ritter unbesiegbar macht? Sollte noch keine innigliche Maid im Stande gewesen sein, Euer kaltes Herz zu rühren? He, ich hab's getroffen, wackerer Guido. Ihr werdet ja roth, wie Fräulein Ida, als sie beim letzten Turnier unserm Freund Edmund hier den ersten Preis übergab!“

Guido antwortete nicht; er suchte seine Verlegenheit dadurch zu verbergen, daß er den Humpen ergriff und ihn bis auf den Grund leerte.

„Nun, nun! thut nur nicht gar so verschämt!“ sprach Ritter Eberhard von Greiffenstein; „blickt nur auf meinen Bruder Edmund hier, der leistet Euch Gesellschaft im Errothen. Der Name Ida scheint eine wunderbare Gewalt über ihn auszuüben.“

„Und warum sollte ich's läugnen?“ versetzte Edmund; „fürwahr, wenn man sich ein so sittiges frommes Burgfräulein zur Dame seines Hergens erkoren hat, braucht man sich nicht zu scheuen, es zu

gestehen, daß man durch den Zauberkreis ihrer Bellenaugen gebannt ist."

Während dieses Gesprächs hatte das kleine graue Männchen den jungen Ritter von Scharfenstein unverwandt beobachtet. Freude leuchtete aus seinen Augen, als es seinen Liebling sich so verhalten sah; denn es wußte am besten, wem Guido's geheime Minne galt. Leuthold's lange gehegten Pläne näherten sich der Reife. Er hatte wie an geheimen Fäden Guido's ganzes Geschick gelenkt und freute sich jetzt, daß des Sünglings Handeln so ganz nach seinem Wunsche sich gestaltete.

Spät in der Nacht erst trennte sich die Gesellschaft, und jeder suchte mit schwerem Haupte sein Lager, das durch Ritter Kunos Gastlichkeit Allen bereitet war.

II.

Guido schritt mit klirrenden gewichtigen Schritten in seinem Schlafgemach auf und nieder; ein Seufzer stahl sich aus seiner Brust und er sprach leise für sich hin: „Bin ich nicht ein Thor, einem Traumbilde nachzuhängen? mich in Sehnsucht nach einem körperlosen Wesen zu verzehren? Und doch war sie so lieblich, stand mir so klar vor Augen, daß ich meinte, sie müsse zu mir sprechen. Man sagt ja, solche Träume hätten Bedeutung. — Wenn ich mich nur dem guten Vater Leuthold anvertraut hätte! Er ist erfahren in solchen Dingen und hätte mir gewiß den Traum auslegen können. Ich könnte wohl noch zu ihm gehen, aber er schläft jetzt schon!"

„Er schläft noch nicht, sondern ist hier, um Deine Wünsche zu vernehmen, mein Sohn!“ und indem Guido sich umwandte, stand der Gewünschte vor ihm.

„Fürwahr, Ihr seid mir sehr willkommen,“ sprach dieser, „denn ich habe Euch um Mancherlet

zu befragen, worüber Ihr allein nur mir Aufschluß geben könnt!

„Du wirst mich stets bereit finden, Dir zu dienen; denn seit Deiner frühesten Kindheit habe ich mit liebender Sorgfalt Dich bewacht, da mir die Sterne sagten, daß Du es sein würdest, der von frommen Eltern gezeugt, selbst fromm und tugendhaft das große Werk vollbringen kann, zu dessen Ausführung ich schon seit langer Zeit vergebens einen Helden suche!“

„Ha, welches Werk, mein guter Vater! Ihr macht mich neugierig und stolz zugleich!“

„Davon ein andermal, mein Sohn, noch ist es nicht Zeit. Du wolltest mir etwas entdecken, einen Traum, nicht wahr?“

„Ihr wißt es schon, guter Leuthold, und so brauche ich Euch wohl kaum zu sagen, daß mir in voriger Nacht eine wunderholde Maid im Traume erschien, von deren unvergleichlich schönem Antlitz ein solcher Strahlenglanz ausging, daß mein Gemach davon erhellt wurde. Sie war aber auch zugleich so natürlich, daß ich mich lange nicht überzeugen konnte, es sei nur ein bleiser Traum gewesen. Nun möchte ich aber gern wissen, ob dieß Gebilde irgend etwas für mich bedeuten könne?“

„Das heißt, Du möchtest wissen, mit welchem Namen Du sie bezeichnen könntest; nicht so?“

„So ist es.“

„Hm, hm,“ räusperte sich Leuthold mit schlauer Miene, und fuhr dann bedächtig fort: „Ich will Dir rathen, Guido, warte diese Nacht noch ab. Träume, die etwas zu bedeuten haben, kehren in der Regel wieder, und sollte sie Dir noch einmal erscheinen, so frage sie, wenn auch im Traum, nach ihrem Namen; vielleicht entdeckt sie ihn Dir. Und nun noch Eins. Wenn Du morgen die Burg Deiner Väter verläßt, so ziehe fort nach Süden, dann gehst Du der großen

Aufgabe entgegen, die Dir überschwenglichen Ruhm gewähren wird, wenn Du sie lösest; denn sie ist mit ungewöhnlichen Gefahren verbunden; aber ich weiß, daß Du Gefahren suchest."

"Nur solche suche ich, die einem Ritter geziemen."

Der Alte betrachtete ihn lange Zeit mit mild blickendem Auge; dann reichte er seinem jungen Freunde die Hand, und verließ das Gemach.

Guido betete fromm und brünstig zu seinem Gott und streckte sich auf seinem Lager, zum letzten Mal für lange Zeit. Nachdem er eingeschlummert, beschäftigte ihn gegen Morgen ein lebhafter Traum. Er hatte geschlummert und erwachte nun durch die Töne einer lieblichen Musik; ein rosiges Lichtschimmer verbreitete sich in der ganzen Atmosphäre, und wie er nun unverwandt dahin blickte, schwebte aus dem Lichtmeer eine liebliche Jungfrau hervor, deren Schönheit Alles übertraf. Sie bog sich über ihn, und wie er sie länger und länger betrachtete, wollte ihm namenlose Wonne die Brust zersprengen. Es war dieselbe Huldgestalt, die er schon ein Mal im Traume gesehen hatte. Sinnend betrachtete sie ihn eine Weile, dann erherrte sich ihr Anlitz; sie ließ eine eben erblühte Rose, die sie in der Hand hielt, auf ihn niederfallen und sagte mit leisen Worten: "Rette mich, tapferer Guido! Ja, Du bist Derjenige, dem das große Werk meiner Befreiung gelingt, Du und kein Anderer! — Wir werden uns wiedersehen; diese Rose set Dir ein Unterpfand!"

Darauf richtete sie sich empor und schwebte langsam zurück; in diesem Augenblick ermannete sich Guido von seiner Ueberraschung, und dem Rathe Leutholds folgend frug er sie: "Himmliche Jungfrau, wie heißt Du?"

"Rosamunde!" tönte es aus der Wolke zurück. "Rosamunde!" betete er leise nach; blickte um sich

und fand sich auf dem Lager in seinem Schlafgemach. Lange rieb er sich die Augen; er wollte es nicht glauben, daß er geträumt habe, aber es war so. Nur eines war aus dem Traum in die Wirklichkeit übergegangen: die schöne, rothe, süßduftende Rose, welche ihm Rosamunde hinterlassen hatte, lag vor ihm auf dem Lager.

In diesem Augenblick trat Vater Leuthold ein und weidete sich lächelnd an der Verwirrung seines Lieblings. "Mein Sohn!" sprach er, "ich komme, um Dir Lebewohl zu sagen und Dir zugleich ein kleines Andenken zu hinterlassen. Sieh hier diese goldene Kapsel; sie eignet sich zur Aufbewahrung dieser Dir von einem unbekanntem Wesen überbrachten Rose. Diese Rose, mein Sohn, ist für Dich von hoher Bedeutung. Sie welkt nie, so lange Dein Wandel rein und unbescholten ist; aber die mindeste Abirrung von der Bahn der Tugend bringt eine traurige Veränderung an ihr hervor. Dadurch wird sie Dir ein warnendes und zugleich aufmunterndes Zeichen, welches Dir die guten Geister, welche über Deine Wohlfahrt wachen, gegeben haben, um Dich durch die wunderbare Kraft, welche dieser Blume innewohnt, gegen die Einwirkung der bösen Geister zu schützen. Und nun mein Sohn beherzige noch Folgendes: Du wirst manche Prüfung zu bestehen haben; die Sünde wird Dir verlockend in schöner Gestalt entgentreten; aber melde sie, bleibe der Tugend getreu, dann bekommen die bösen Geister, und namentlich die Hexe Kanda mit all ihrem Anhang keine Gewalt über Dich, so sehr sie sich auch bemühen wird, Dir auf Deinem Ritterzuge allerhand versängliche Abenteuer zu bereiten. Bleibe Du fest und treu, dann ist Dein Lohn ein schöner, er heißt: Rosamunde!"

Mit diesen Worten verschwand Leuthold, und Guido betastete die Gegenstände um sich her, um sich

zu überzeugen, daß er wirklich wache. Er betrachtete nochmals mit heiliger Scheu die schöne Rose und legte sie dann in das dazu empfangene goldene Kapfel, dessen daran befindliches Ketten er um seinen Hals schlang; und auf solche Weise barg er das theuere Liebespfand auf seinem vor Wonne und Freude hochklopfenden Herzen, und rüstete sich nun zum Scheiden aus der väterlichen Burg.

III.

Drei Tage bereits war Ritter Guido mit seinen drei Knappen unterwegs, und der Anweisung Leutholds folgend, zog er immer gegen Süden, ohne daß ihm bisher das geringste Abenteuer zugestossen wäre. Ein majestätischer Uewald nahm so eben unsern Ritter auf; die hohen Eichen rauschten vom frischen Frühlingswinde angeregt. Die Einsamkeit des Waldes machte Guido nachdenklich; er ließ das Haupt auf die Brust sinken und dachte an Rosamunde.

Das ferne Wischern eines Rosses weckte Guido aus seinem Nachdenken; denn solche Töne verfehlten nie ihre Wirkung auf ihn, und zugleich kam einer der Knappen herzugewandert und frug: „Herr Ritter, es zieht ein Haufe Reifiger heran; ich habe so eben die Harnische durch das Laub blinken sehen. Soll ich auf Rundschaft vorwärts reiten?“

„Nein, bleib hier,“ versetzte Guido und schlug das Visir seines Helmes nieder. „Wir wollen ihnen entgegen reiten, sei es, wer es sei.“

Er hatte noch nicht ausgerebet, als ihm die gepanzerte Schaar entgegenkam und stille hielt, als sie Guido mit seinen Knappen gewahr ward. Auch dieser parirte sein Ross und betrachtete sich die Begegnenden. Es waren wohl ihrer zehn Ritter, denen voran ein hochgewachsener Mann hielt, in einer stahlblauen Rüstung auf einem schwarzen normännischen Streithengst.

Sein Wappenschild war eine in einen Kreis geringelte Schlange, und dasselbe Symbol zierte auch den Helm des Ritters.

„Gelüster's Euch, Herr Ritter, mit Guido von Scharfenstein eine Lanze zu brechen, so gebietet Euern Leuten, daß sie uns Platz machen und legt ein!“ begann dieser.

„Ei, seht doch, mein junger Kampfgenosse,“ war des fremden Ritters Erwiederung, „wie Ihr mir zuvor kamet; ich wollte Euch dasselbe Anerbieten machen; aber seht Euch wohl vor; ich bin Bruno von der Schlangenburg; werde aber gewöhnlich nur der Schlangenritter genannt. Ich pflege stets eine Bedingung zu machen, wenn ich mit einem mannhafteu Ritter kämpfe.“

„Nun so laßt sie hören; aber macht es nicht zu lang, denn ich brenne vor Begierde, Euch in den Sand zu strecken!“

„Dho, Ihr sprecht ja ungemein kühn, Herr Ritter von Scharfenstein! — Doch hört meine Bedingung: Wenn ich Euch bestege, so müßt Ihr mir folgen, sowie diese zehn Ritter, und mir zur Befreiung meines trauten Weibes behilflich sein, das mir ein schändlicher Zauberer geraubt hat, und nun in seiner höllischen Burg gefangen hält. Seid ihr das zufrieden?“

„Freilich bin ich es, und stelle nur die Gegenbedingung, daß, wenn ich Euch bestege, Ihr dann ungesäumt die Befreiung Eures Weibes unternehmt, ohne noch länger auf den Straffen Hilfe hiefür zu suchen; denn mich gelüster's sehr nach einem größeren Abenteuer.“

„Wohlan, Ritter Guido! es sei so. Und nun, Ihr Leute, macht Platz, damit ich diesem Ritter zeige, daß Ihr von keinem gewöhnlichen Kämpfer besiegt werdet.“

Die Ritter und ihre Knappen zogen sich rückwärts;

ein Gleiches that auch Guido mit seinen Knappen; so war ein schmaler langer Raum als Kampfplatz ausgemittelt; die beiden Streiter faßten sich gegenseitig fest in's Auge; senkten ihre Lanzen ein wenig zur Begrüßung und als Zeichen zum Beginn des Kampfes. Da brausten sie gegen einander los und trafen mit gewaltigem Stoß zusammen; beide Rosse berührten mit dem Sprunggelenk den Boden, aber die Streiter blieben fest im Sattel und betrachteten mit Unwillen den Stumpf der zerplitterten Lanzen. Der Schlangenritter hatte etwas gewankt, hielt sich aber im Gleichgewicht; Guido aber saß fest und unerschütterlich wie eine Mauer.

„Ihr führt traun einen gewaltigen Stoß;“ sprach Bruno, nachdem sich sein Unwille etwas gelegt hatte; „so sah ich noch Keinen meiner Lanze widerstehen und noch Keiner brachte mich so zum Wanken.“

Zum zweiten Mal rannten die Streiter gegen einander; der Anprall war nicht minder kräftig; aber Guido hatte für diesen Ritt seine Besonnenheit noch mehr gesammelt, zielte vorsichtiger gegen den oberen Körpertheil seines Gegners und hielt sein Ross mit kräftigem Schenkelbrücke aufrecht. Ebenso strengte sich auch der Schlangenritter an; denn der Gedanke, hier seinen Ruhm der Unbestegbarkeit zu verlieren, war ihm unerträglich. Allein alle Mühe war vergebens; seine Lanze zerplitterte abermals an Guido's gepanzerter Brust, er selbst aber wurde aus dem Sattel gehoben und fiel rasselnd zur Erde.

Bruno erhob sich unter den Händen seiner Freunde und seines Bestegers bald von dem schweren Fall, richtete sich auf und starrte Guido verwunderungsvoll an. „Wenn Menschen Euch erzeugt haben, Herr Ritter!“ sagte er, „so seid Ihr, trotz Eurer Jugend, der beste Kämpfer, der mir jemals vorgekommen, und an Euch gewinnt meine Sache einen

mächtigen Bundesgenossen; denn Ihr vermögt am Ende allein so viel, als wir Alle zusammen. Ihr seid mein Meister geworden, und seid nun unser Aller Anführer im Kampfe; so sehr es mich auch wurmt, daß ich von einem Jüngling überwältigt wurde, und ihm nun dienstbar sein muß; doch große ich Euch deshalb nicht im Mindesten.“

„Ganz recht, Herr Ritter!“ versetzte Guido; „doch laßt uns nun aufbrechen und den Zweck unserer Bestimmung, die Befreiung Eures Weibes, verfolgen.“

Guido und Bruno ritten nun dem Zuge voran und Ersterer fragte: „Sagt mir doch Bruno, welches Verwandniß es denn eigentlich mit dem Räuber Eures Weibes hat. Ihr nanntet ihn, wenn ich nicht irre, einen Zauberer?“

„Das ist er auch,“ versetzte der Schlangenritter, „und zwar einer von der schlimmsten Gattung. So viel ich erfahren, ist Gundelbart, so heißt der Zauberer, von der berühmten Hexe Kanda und einem scheußlichen Ungeheuer, das halb Thier, halb Mensch sein soll, gezeugt; daher eine höchst widrige Mißgestalt; halb Affe, halb Mensch, so lange er in seinem Schlupfwinkel, den er eine Burg nennt, hauset. Aber wenn er auszieht, die Unschuld zu verführen und grenzenloses Elend bei rechtlichen Menschen anzustiften, kann er sich in einen schönen und kräftigen Rittermann verwandeln. Das eben ist die verführerische Eigenschaft, die ihm seine scheußliche Gebärerin zugewendet hat. Dadurch wird er den Frauen und Jungfrauen so gefährlich. Er hat auch eine Schwester, Namens Gundelberta, die eben solch ein widerwärtiges Geschöpf sein soll; aber unter der Gestalt einer minniglichen Jungfrau den Jünglingen und Männern ihre Netze stellt. Mit ihr bewohnt er sein Sündennest und lauert auf Beute.“

„Aber sagt mir doch,“ frug Guido, „wenn er

nur mit seiner edelhaften Schwester eine Burg bewohnt, warum habt Ihr denn nöthig, so viele wehrhafte Ritter gegen ihn zu führen?"

"Weil ich weiß, daß deren vielleicht leider noch nicht genug sind; denn seine Burg, die zwar eher eine Höhle heißen könnte, wird von breitem, faultigen Wasser umstanden, worüber nur eine Brücke führt, und diese Brücke ist bewacht von allerhand Ungethüm. Er selbst erhebt sich auch riesengroß gegen seine Feinde, wenn sie ihn in seiner Behausung bekämpfen wollen."

"Und ist denn Euer Weib auch von ihm verführt?"

"Das wolle Gott verhüten. Meine Uta ist die schönste und tugendhafteste Burgfrau weit und breit; und da dem Unhold es nicht gelang, sie zu verführen, so wandte er alle List darauf an, sie zu entführen; was ihm vermöge seiner Zauberkräft wohl leichter gelang. Mit einem Mal war mein Weib verschwunden. Ich war beinahe rasend, und gönnte mir weder Ruhe noch Rast, um sie wieder aufzufinden; doch vergeblich. Da erfuhr ich von einem frommen Pilger, daß Gudelbart der Räuber meines Weibes sei. Er beschrieb mir die Lage seiner Burg, und gab mir den Rath, daß ich ausziehen und jeden Ritter, der mir auf dem Wege begegne, zum Kampfe herausfordern soll; auf diese Weise, sagte er, würde ich auch den rechten finden, welcher allein die Kraft besäße, mit einem solchen Ungeheuer zu kämpfen. Vielleicht seid Ihr derjenige, den der Pilgrim meinte."

"Wollte Gott, daß ich es wäre, denn seitdem ich Eure Lage und den Schurken Gudelbart kenne, habe ich eine wunderbare Sehnsucht, Euch nach Kräften beizustehen." —

IV.

In seinem Eulenneste saß der Zauberer Gudelbart in seiner scheußlichen unnatürlichen Gestalt, und neben

ihm, in gleich liebenswürdiger Mißgestaltung, seine Schwester, die Hexe Gudelberta. Er berathschlagte mit ihr, wie es ihm wohl gelingen möchte, die gefangene Uta, des Schlangennitters schönes Weib, in sein Netz zu locken. Nebenbei unterließ das Geschwisterpaar nicht, sich in kräftigen und schmählichen Worten darüber zu äußern, warum ihre Mutter, die Hexe Kanda, sie in so häßlicher und widernatürlicher Gestalt zur Welt gebracht habe.

Während dessen zucte ein fahler Blitz durch die Räume des Schloßes, der Horizont verfinsterte sich und gewaltiger Schwefelgestank erschwerte das Athmen. Dampf rollte von ferneher der Donner. Gudelbart und seine Schwester stürzten ohnmächtig zu Boden. Sie erkannten, daß ihre Mutter, gegen die sie so eben gemurrt, sich nahe. Beide wußten, daß diese in ihrem Zorn sich fürchterlich geberde. Allmählig umgab ein röthlicher Feuerchein das Schloß; leise winkelten die Kröten, Unken und all das übrige Ungethüm, welches die Leibwache Gudelbarts bildete, eingeschüchtern durch das Brausen des Sturmwindes, mit welchem die gefürchtetste der Hexen herangezogen kam. Endlich flogen krachend die Thüren auf, und Kanda, auf einem großen schwarzen Kater reitend, brausete herein. Glühend rollten zwei große, roth geringelte Augen in dem unförmlichen Eulenkopf, mit dickem stark gebogenen Schnabel. Dieser Kopf saß auf einem langen, dünnen Menschen-Kumpfe mit einer Brust, an der zwei Schläuchen gleich schlaff und spitz die Behälter herabhingen, aus welchen Gudelbart und seine Schwester die erste Nahrung gesogen. Dürr und knöchern waren ihre Arme mit den Händen, deren Finger in starken Krallen endigten. Ebenso gestaltet waren ihre Füße, aus deren Rückseite ein Sporn herauswuchs, wie bei einem Hahn. Mit diesem pflegte sie den Kater, auf welchem sie ritt, zu größerer Eile anzutreiben.

„Wagt Ihr es, elendes Gewürm,“ krächzte Kanda mit ihrer Gekulstimm, „den Geiser Eures Mißvergnügens gegen mich zu richten? Das Blinzeln meiner Augen kann Euch ja in eine scheußliche Blindschleiche verwandeln, die jedes Geschöpf anspeit! Noch einmal laßt Euch das einfallen, und es geschieht, wie ich gesprochen. Wie ihr da liegt, vor Angst zitternd, o erbärmliches Geschmeiß. — Auf jetzt! es ist nicht Zeit zum Winseln; denn der alte Schleicher Leuthold ist wieder thätig. Er hat einen Thoren ausfindig gemacht, der unser Reich umstürzen soll. Hört zu, was ich Euch sagen will, es wird Euch wohl zur That anspornen, ihn zu verderben. Noch drei Monaten, dann ist Rosamunde unser und unser Reich für ewige Zeiten festgestellt. Dann kann ich Euch gewähren, was Ihr so sehnlich wünschet, die ewige Schönheit. Doch schweren Kampf wird es noch kosten, denn der Thor, der Rosamunde meinem Lieblingssohne Anselbert entreißen soll, ist vortrefflich ausgerüstet. Er besitzt eine Rose, die ihn gegen unsern Zauber schützt. Du sollst sie ihm entreißen, Gudelberta, und alle Deine Künste aufbieten, ihn in Dein Netz zu locken. Auf und rüste Dich; noch in dieser Stunde mußt Du fort. Nach Norden führet Dich Dein Weg, und damit Du ihn nicht verfehlest, will ich eine Krähe vor Dir her senden, die Dir den Weg zeigt. Deiner eigenen Klugheit überlasse ich es, das Uebrige zu ordnen.“

Abermals krachte der Donner, Blitze schlängelten um die Hexe, die sich bald wieder in ihren rothen Feuernebel verhüllte. Der Rater ließ sein widerliches Miaul vernehmen und fort ging es dann über Stock und Stein.

V.

Ritter Guido und seine Begleiter ritten eben durch einen Wald, an dessen Ausgang sie eine Herberge zu

finden hofften, wo sie die letzte Nacht zubringen wollten; denn Morgen, ehe es Mittag würde, meinte Bruno, müßten sie das Raubnest des Zauberers Gudelbart erreichen. Plötzlich vernahm Guido ein ängstliches Hilfesgeschrei, und das Getöse von Schwertern dazwischen. Da der dichte Wald es unmöglich machte, zu Pferd nach jener Stelle zu gelangen, woher der Hilferuf kam, sprang Guido eiligst vom Pferde und drang mühsam durch das Gebüsch. Seine Begleiter, welche Anfangs von dem Hilfesgeschrei nichts vernommen hatten, folgten ihm zum Theil; an ihrer Spitze Bruno von der Schlangenburg. Erschöpft kam Guido auf einem freien Platz im Walde an; aber augenblicklich stählten sich seine Sehnen mit gewohnter Kraft, als er sah, daß hier seine Hilfe nothwendig sei. Eine Dame von wunderschönem Wuchse, auf einem milchweißen Zelter reitend, war von einem Duzend Geharnischter überfallen, und hatte nur zwei Gewappnete zu ihrer Vertheidigung bei sich. Die Braven wehrten sich mit Löwenmuth; aber der Kampf war ungleich, und so schienen die Angreifer zu siegen. Keinen Augenblick blieb Guido, nachdem er die Scene überblickt hatte, im Zweifel, welche Partei er zu nehmen habe. „Haltet Ihr Mädchenräuber und feigen Buschklepper!“ rief er mit Donnerstimme und sein gutes Schwert flammte rechts und links, und wenn es durch die Luft fauste, fiel einer der Feinde. Eben sah er, wie die beiden Diener der Dame den Streichen der sie umgebenden Schurken unterlagen und diese eben im Begriffe waren, die Zügel des Zelters zu erfassen und mit ihrer Beute von dannen zu jagen. Da machte sich Guido mit aller Anstrengung Luft, arbeitete sich die wenigen Schritte bis zur Bedrängten durch und stand ihr nun hilfreich zur Seite; aber ein schwerer Hieb hatte, als er so seinen Rücken bloß gab, auch ihn getroffen, und Blut rieselte unter dem

linken Achselbände seiner Rüstung hervor. Die Feinde glaubten schon gewonnenes Spiel zu haben; aber Guido sprach den Namen: „Rosamunde!“ und mit erneuter Kraft hieb er unter dieselben. Ein jäher Schauer schien bei diesem Worte diese, sowie die gereitete Dame zu durchbeben. Nun kam auch Bruno mit den andern Rittern ihm zur Hilfe herbei und wie Spreu vor dem Sturmwind entflohen nun die feigen Räuber.

„Sagt mir doch, holdes Fräulein,“ sprach Guido mit ritterlichem Anstand, „wie ich Euch ferner noch zu dienen vermag; Euere Begleiter sind erschlagen, und so Ihr es nicht verschmäht, mich zu Euerm Ritter zu ernennen, bis Ihr wieder bei den Eurigen seid, so möchte ich Euch um diese Gunst bitten.“

„Ach, Herr Ritter,“ versetzte die Dame, „ich sehe, Ihr seid eben so erfahren in ritterlicher Sitte, als fürchterlich im Kampfe, und wenn Ihr mich geleiten wollt, so bin ich sicher, daß mir kein Unfall ferner widerfährt. Ich bin Brunhilde, des Grafen Sandor Tochter, habe meine Tante, die Abtissin im nächstgelegenen Urfulnerkloster ist, besucht, und bin nun auf dem Heimwege von den Räubern überfallen worden. Nur Euerm tapferen Beistand verdanke ich meine Rettung. Möchte es Euch gefallen, mich in die Heimat zu begleiten, und sich bald eine schützende Herberge uns bieten.“

„Die fehlt auch nicht,“ nahm Bruno das Wort, „in kurzer Zeit können wir sie erreichen. Auch Euch, Ritter Guido, möchte Ruhe nöthig sein; denn wie ich sehe, rieselt Blut unter Euerm Panzer hervor.“

„Nun, es wird wohl nicht so viel zu bedeuten haben,“ meinte Guido, „laßt uns nun unsern Zug fortsetzen!“

Während Brunhilde ihre Begleiter mit munteren, aber züchtigen Scherzen unterhielt, wurde die Herberg

bei andbrechender Nacht erreicht und sogleich von dem Troß förmlich überschwemmt. Nur ein Kammerlein blieb verschont, denn es war für Brunhilde bestimmt. Mit seiner Sitte führte Guido sie dahin und wollte eine Magd zu ihrer Bedienung beordern, aber sie hielt ihn zurück und sagte: „Nicht also, Herr Ritter! Ihr wurdet im Kampfe für mich verwundet; meine Pflicht ist es also, daß ich Euch selbst den Verband anlege. Auch möchtet Ihr wohl unter Euere Leuten schwerlich einen finden, der sich solcher Geschicklichkeit darin rühmen könnte, als ich.“

Sie war bei diesen Worten dicht an Guidos Seite getreten, und schmiegte sich vertraulich an den stattlichen Mann. Dieser konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß Brunhilde sehr schön sei. Ihre dunkeln, schmachenden Augen ruhten flehend auf ihm, und ihr voller wogender Busen schlug an seinen Panzer. Er konnte nicht widerstehen: setzte den Helm auf den Tisch und ließ sich auf dem zunächst stehenden Sessel nieder.

„Damit uns Niemand störe,“ sagte Brunhilde und hüpfte mit leichten Schritten nach der Thür, „will ich zuschliefen, und Ihr werdet mir nun erlauben, die Dienste eines Knappen bei Euch zu verrichten und Euch von mir entwappnen lassen.“

Mit zierlicher Geschäftigkeit löste sie nun die starren Riemen und Bänder des Harnisches, schwebte leicht und behende um des Ritters kräftige Gestalt und ließ diesen auf solche Weise die ganze Fülle ihrer körperlichen Reize betrachten. Guido hatte Mühe, das begehrtliche Verlangen zu unterdrücken, das in ihm rege wurde; doch, er dachte an Rosamunde, und die Erinnerung an ihre liebliche Erscheinung machte ihn taub und blind gegen Brunhildens verführerisches Wesen. Diese hatte eben mit großer Mühe die Abnahme des Brust- und Rückenpanzers zu Stande

gebracht und war jetzt beschäftigt, das Lederfoller, welches Guido unter dem Harnisch trug, über der linken Schulter zu lüften, als sie ein feines goldenes Kettchen gewahrte, das um seinen Nacken geschlungen war.

„Ei, ei, Herr Ritter,“ sagte sie im scherzenden Tone, „welch ein Kleinod beragt Ihr auf Eurer Brust, daß es einer so schönen Kette bedarf, um es zu tragen? Und fürwahr, es hat Euch genügt, denn der Hieb Eures Feindes ist gerade durch das Kettchen aufgefangen worden, das wunderbarer Weise nicht davon durchschnitten ist. Eure Haut ist nur geritzt, und bedarf wohl gar nicht einmal des Verbandes. Welchen Nutzen doch zuweilen solch ein Liebespfand hat; denn daß es ein solches ist, daran darf ich wohl nicht zweifeln.“

„Ihr habt ganz Recht, schöne Brunhilde; es ist ein Liebespfand und mir so theuer, wie sonst nichts auf Erden.“

„Es ist gewiß sehr schön! Ach, dürfte ich selbst nicht besehen!“

Bedächtig zauderte Guido; doch die Schmeichlerin lehnte sich bittend an seine Schulter, verschwendete so süße Worte, daß er nachgab. Zugleich wollte er sich auch selbst durch den Anblick der Rose gegen die Versuchung stärken, in welche ihn die schöne Grafentochter immer mehr verstrickte. Langsam zog er das goldene Kapsel hervor und öffnete es mit einem Druck. Siehe, die Rose prangte im frischesten Roth, aber an der Seite, wo Brunhilde stand, begann sie am Rande zu verwelken. Guido erschraak, als er diese Veränderung gewahrte, und bemerkte darüber nicht, wie Brunhilde mit starrem, gierigen Blick nach dem Kleinod hinsah und dabei am ganzen Körper bebte, aber dennoch nicht im Stande war, sich näher über die Seltenheit hinzuerbeugen. Mit verzweifelter Anstrengung fuhr sie plöz-

lich mit der Hand nach der Kapsel und erfaßte sie; aber in dem Augenblick, als sie das Gold berührte, verwandelte sich ihre schöne zarte Hand in die widerliche Pfote einer Affin. Guido fuhr schauernd in die Höhe und fest entschlossen, sein Heiligthum bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, rief er den Namen: „Rosamunde!“ erfaßte dann die Affenpfote mit seiner Eisenhand und quetschte sie so fürchterlich zusammen, daß die Räuberin laut heulend ihre Beute fahren ließ. Zugleich umbüfferte ein dichter Nebel die Lampe, welche das Zimmer erhellte, das Fenster sprang klirrend auf und Brunhilde, vielmehr die Hexe Gundelberta, deren erster Versuch so böß mißglückte, war verschwunden. Ein erstickender Schwefelgestank trieb Guido, der schnell die Thüre geöffnet hatte, und die Rose wieder sorgfältig an ihrem Plaze verbarg, hinaus zur Kammer.

Hier traf er Bruno, dem er sogleich das bestandene Abenteuer mit der Herengräfin erzählte; der ihm dagegen die Mittheilung machte, daß die Knappen, welche den entflohenen vermeintlichen Räubern nachsetzten, von diesen Sonderbares erzählten. Nachdem sie dieselben eine Zeitlang verfolgt hatten, verschwanden sie in einem dichten undurchdringlichen Nebel und ließen einen furchtbaren, pestilenzialischen Gestank zurück.

„Soviel ist mir nun schon klar,“ sprach Bruno weiter, „daß Euer Rose dem ganzen Herengeschmeiß im Wege ist, und daß die saubere Brunhilde eine Abgesandte war, die Euch das Kleinod entreißen sollte. Bewahrt dieselbe nur gut; denn wenn sich das Teufelsgerücht so viele Mühe gibt, sie Euch zu entreißen, so muß sie wohl viel Euch zum Nutzen sein. Nun weiß ich aber auch, daß ihr derjenige Ritter seid, den jener Pilger meinte; Ihr seid der wahre Herenberzwinger, und mit Eurer Hilfe, denke ich, soll es

gelingen, meine gute Utta den Klauen des schändlichen Gundelbart zu entreißen."

Die Ritter trennten sich, um noch einige Stunden der Ruhe zu pflegen und sich zu rüsten für den kommenden Tag, an welchem sie das Schloß des gewaltigen Zauberers Gundelbart zu bewältigen und Utta aus dessen Krallen zu befreien hofften.

VI.

Nach einem scharfen Ritt erreichten am folgenden Tage die Ritter den Bohnstz des Zauberers Gundelbart, wo der Unhold eben den gescheiterten Anschlag seiner Schwester vernahm, und nun zitterte vor dem, der da kam mit starkem ritterlichen Arm, und gewappnet gegen alle Hexen- und Zauberkünste.

Wie Bruno Gundelbarts Schloß beschrieben hatte, so fand es sich auch. Es stand frei ohne Mauern und Wälle, aber von einem breiten Sumpf umgeben, an dessen innerem Rande die Ungeheuer des Zauberers Wache hielten. Eine schmale Brücke führte über den Sumpf, deren Eingang ein gewaltiger Löwe bewachte; in deren Mitte lauerte ein Wolf mit scharfem Zahn und das entgegengesetzte Ende hütete ein Drache, dessen feuriger Dorn die ganze Brücke bestrich.

Bei dem Herannahen der Ritter erhoben sämtliche Bestien in ihrer eigenthümlichen Weise ein furchtbares Geheul und Geziße, daß selbst die furchtlosen Ritter davon erzitterten. Dieser Lärm war ein Zeichen für Gundelbart, daß er herausgefordert werde, und sobald derselbe nachgelassen, erschien er vor der Pforte seines Schloßes in seiner edelhaften Gestalt, die noch durch eine riesenhafte Größe imponirte; als Waffe führte er eine mächtige Keule bei sich.

Nachdem der Schlangenkrieger ihn sah, brach er in fürchterliche Schmähungen los, und forderte Gundelbart auf, er solle ihm seine Gattin Utta ausliefern;

entgegengesetzten Falles er zu gewärtigen habe, daß er unter dem Beistande der ihn begleitenden Ritter sein Culenneß erobern und ihn sammt seiner Brut zerstören werde; wolle er aber einen ehrlichen Zweikampf vorziehen, so sei er erbötig, diesen mit ihm zu bestehen, wenn er ihm mit einem Eid bekräftige, daß er keine Hinterlist gegen ihn anwenden wolle.

"Oho, Du einfältiges Nas!" entgegnete Gundelbart höhnlisch, "ich meinte, Dir müßte mehr daran liegen, mit mir zu kämpfen, als mir; da es mich aber gelüftet, Dir jämmerlich den Hals zu brechen, so schwöre ich bei allen Geistern der Ober- und Unterwelt, ja bei meiner großen Mutter Kanda schwöre ich, daß nur ich ganz allein Dir gegenüber treten will! — Bist Du's nun zufrieden, Du erbärmlicher Wicht?"

"Ich bin's und werde kommen, Dir Deinen Affenschädel zu zertrümmern!" versetzte Bruno, dem von mehreren seiner Begleiter angerathen wurde, doch den ungleichen Kampf nicht zu bestehen, da seinem Eide nicht zu vertrauen sei, und Gundelbart mit seinen Zauberkünsten ihn sicher bewältigen werde. Doch die Liebe zu Utta ließ Bruno keine Gefahr scheuen, und da auch Guido ihm den möglichsten Beistand und die Befreiung aus jeglicher Gefangenschaft zugesichert hatte, befahl Bruno, Gundelbart möge seinen Bestien gebieten, daß sie ihn frei die Brücke passiren lassen. Hierauf schwang dieser seine Keule nach allen vier Winden, murmelte einige Zaubersprüche dazu, und alsbald legten sich die wilden Thiere mit dumpfem Gebrumme nieder. Bruno faßte sein Schwert fest in der Rechten, hob den linken Arm durch die Riemen des Schildes, und trat so beherzt und festen Schrittes über die Brücke. Gundelbart stand mitten auf dem Rasenplatz vor seinem Schlosse, lehnte auf seiner Keule, schaute mit verächtlicher Miene dem kommenden Ritter entgegen und bewegte sich auch dann noch nicht, als

dieser ihm so nahe war, daß sein Schwert ihn hätte erreichen können.

„Nun!“ rief Bruno, „soll ich Dich wehrlos niederhauen, Schurke? Erhebe deine Keule und vertheidige Dich; ich will ehelichen Kampf.“

Gundelbart erhob langsam seine Waffe, und während ein teuflisches Grinsen auf seinem Gesichte spielte, streckte er sie gegen den Ritter aus. So wie das Ende derselben diesem gegenüber stand, züngelte eine grünliche Eidechse daraus hervor und spritzte einen Tropfen scharfen Giftes gegen Bruno hin. Als dieser davon berührt wurde, entfielen ihm Schwert und Schild, und er, der hohe kräftige Ritter sank beidend zusammen, bellte mit der Stimme eines Hundes, und leckte wie ein solcher dem triumphirenden Schufal schmeichelnd die Füße. Dieses aber schaute höhrend hinüber zum jenseitigen Ufer, setzte dem besiegten Bruno einen Fuß auf den Nacken und rief: „So geht es allen Wichten, die da meinen, es mit mir aufnehmen zu können! Hat nun vielleicht noch einer Lust sein Heil zu versuchen; er möge kommen!“ und hierauf schlang er eine Kette um des Schlangennitters Hals, der nun auf allen Vieren kroch und winselte, wie ein geduldiger Haushund, und führte ihn zu der Schloßpforte, wo er ihn an eine Klammer legte und mit einigen Fußstritten traktirte.

Den zurückgebliebenen Rittern gestor das Herz in ihrer Brust zu Eis, als sie sahen, was dem tapferen Bruno widerfuhr. Keiner wagte ein Wort zu sprechen. Indef erhob sich Guido von Scharfstein zu seiner ganzen Höhe, und mit der Stimme des rollenden Donners rief er hinüber zu dem jubelnden Schurken: „Triumphire nicht zu früh, elendes Herengewürm, noch leben die Rächer solcher Unthaten! Nicht umsonst sollst Du einen Zweiten zum Kampf gefordert haben. Ich werde kommen und Dich in den Staub treten.

Wisse, daß ich Deine Zauberkünste so wenig fürchte, wie jene Deiner schmutzigen Erzeugerin, der Hexe Kanda.“

„Glender Wurm!“ rief Gundelbart grimmig, und der Geifer lief ihm aus seinem ungestalteten Maule, „wagst Du es die große Kanda zu schmähen. O komm doch herüber, daß ich Dir tausendfach größere Schmach noch bereite, wie jenem Glenden. Sieh doch, meine Wächter legen sich schon; sie werden Dir nichts thun, denn ich allein muß Dich strafen für Deine Frechheit!“

„Laß immerhin alle Deine Bestien los, Du erbärmliche Affengestalt, ich werde dennoch kommen, Dich zu züchtigen!“ zürnte Guido, und machte sich, ungeachtet des Abmahns von Seite der übrigen Ritter, bereit, den Weg anzutreten. Mit festem, klirrenden Tritt, daß die Brücke unter ihm erbebte, schritt er hinüber und ohne Zaudern mit hochgeschwungenem Schwerte auf Gundelbart zu. Dieser wollte, wie bei Bruno, seine Zauberkunst gebrauchen; doch sobald die Eidechse aus der Keule hervorzüngelte, bog sie sich ängstlich gekrümmt zur Seite, ohne ihr Gift gegen Guido aussprizen zu können, und dieser hieb nun auf Gundelbart los. Da kam Entsetzen über den Glenden, der jetzt sein Heil nur noch in der natürlichen Kraft seiner Glieder zu finden hoffen konnte, und obgleich diese groß war, so fehlte ihm doch der feste, vertrauende Muth, nachdem er seine Zauberkunst vergeblich erprobt hatte. Es entspann sich ein grimmiger Kampf der Rache und der Verzweiflung. Hoch schwang der Zauberer seine mächtige Keule, des Ritters Schild fing den Schlag auf; scharf sauste Guidos gutes Schwert durch die Luft, aber der gewandte Gegner wich entweder dem Streiche aus oder warf ihm die eisenbeschlagene Keule entgegen. So dauerte der Kampf lange Zeit unentschieden fort, und den gegenüber stehenden Rittern bangte es bereits für Guido; gerne

wären einige derselben ihm zu Hilfe geeilt, wären sie nicht durch die grimmbigen Wächter der Brücke zurückgedrängt worden. Eben brauste ein schwerer Keulenschlag auf Guido's Helm nieder, daß er klirrend in zwei Stücke zersprang und er selbst sank in ein Knie. Schon triumphirte Gundelbart und schwang seine Waffe zum letzten zerschmetternden Schlag; aber noch einmal raffte sich Guido empor: „Rosamunde!“ rief er, und neue Kraft strömte durch seine Adern. Ein grausiger Schauer durchbebt den riesigen Gegner bei diesem bedeutungsvollen Namen und die schon erhabene Keule blieb starr in der Luft. Der Ritter hingegen war zu neuer That gekühlt; schnell wie der Blitz fauste seine Klinge hernieder, und der rechte Arm des Scheusals lag abgehauen mit sammt der Keule am Boden; Gundelbart selbst stürzte ermattet nieder und Guido setzte ihm mit gezücktem Schwerte und mit den Worten den Fuß auf die tief röchelnde Brust: „Auf der Stelle entzaubere jetzt den ehrenwerthen Ritter Bruno, Du giftige Natter, oder ich bereite Dir tausendfache Qualen!“

Unter dem gewaltigen Fuße des Ritters krümmte sich Gundelbart winselnd und versprach Alles zu thun, wenn er ihn zu Bruno bringe, und ihm seine Keule reiche, denn ohne sie könne er den Zauber nicht lösen. Darauf schlang Guido die Kette, die Gundelbart auch für ihn schon in Bereitschaft hatte, nun um dessen eigenen Hals, ließ ihn die Keule mit der linken Hand erfassen, und schleifte ihn zu Bruno, der sie gleich einem Hunde anbellte. Mit einem Fußtritt deutete Guido dem Besiegten an, sogleich zu thun, was er begehre. Dieser kehrte sofort die Keule gegen Bruno umgewendet hin und alsogleich erhob sich dieser in seiner vorigen Manneskraft. Guido verlangte nun ferner von Gundelbart, daß er den Kerker bezeichne, wo er des Schlangennitters treues Ehegemahl gefan-

gen halte, und nachdem dieses geschehen, eilte Bruno, sie ungesäumt zu befreien.

Nun aber beschloß Guido, seinem Werke die Krone aufzusetzen und die Welt von einem Ungethüme zu erlösen, das schon so manches Elend veranlaßt hatte. Er spaltete mit einem starken Hiebe Gundelbarts scheußliches Haupt, schleppte ihn dann zu dem fauligen See, dessen Wasser das Hexennest umstand, und warf ihn hinein mit sammt der Keule, die dem Elenden eine so gefährliche Waffe war.

Seinem und seiner Freunde Bemühungen gelang es ferner, die scheußlichen Ungethüme, welche das Zauberchloß bewachten, nach anstrengendem Kampfe zu erlegen, und während sie diesen vollführten, fuhr aus der Pforte des Schloßes die eckelhafte Gundelberta, auf ihrer grauen Raga reitend, hervor und über die Helmbüsche der Ritter hinweg fort durch die Lüfte. „Oho! Dich kenne ich!“ rief Guido ihr nach; „sollst mir nicht wieder die Augen verblenden in der wunderschönen Gestalt einer Brunhilde, Du gräuliches Ungethüm.“ Hierauf trat Bruno aus der Schloßpforte und führte am Arme seine geliebte Lita, die zwar bleich und abgehärmt, aber immerhin eine liebliche Erscheinung war.

Hierauf wurde Feuer in das verruchte Hexen-Nest gelegt, und als es in Flammen hoch aufloderte, da freuten sich die Herzen der biederen Ritter, und sie zogen nicht eher von dannen, bis Alles in Asche verwandelt war. Alsdann setzten sie ihren Weg fort nach der Schlangenburg, wo Bruno in der Freude seines Herzens, sein geliebtes Weib wieder zu besitzen, sie auf's herrlichste bewirthete.

VII.

Schon mehrere Tage hatten die Festlichkeiten auf der Schlangenburg gedauert, und die liebliche Burg-

frau hatte ihre Gäste aufs freundlichste gepflegt; da aber zogen die meisten derselben von dannen, entweder in ihre Heimat oder dem Ziele zu, nach welchem sie strebten, als der Schlangenritter sie besiegte. Nur einer der Ritter, Namens Gonthard, der sich insbesondere mit Guido befreundet hatte, und mit ihm auch ziemlich gleichen Alters war, bat, ihn bei sich zu behalten als Gefährten weiterer Abenteuer. Auch Bruno ließ es sich nicht nehmen, ihn ferner zu begleiten; obgleich Guido dieses nicht zugeben wollte, da Uta dadurch wieder von ihrem Gatten getrennt würde. Da Rosamunde ihm bereits wieder im Traume erschienen war und die Bitte erneuerte, ihre Befreiung thätigst zu verfolgen, konnte ihn nun nichts mehr auf der Schlangenburg zurück halten, und im Geleite Bruno's und Gonthard's verfolgte er sein Ziel.

Auch Frau Uta weinte nicht, als ihr Eheherr fortzog, denn sie fühlte es nur zu sehr, daß Bruno ihrem Ketter besonders verpflichtet sei.

Und so ritten sie denn manchen Tag und kamen durch dichte Wälder und lachende Auen, besuchten manches Schloß und viele züchtige Mägdelein lächelten dem schönen Guido mit holden Augen zu; doch sein Herz konnten sie nicht rühren, denn darin thronte nur einzig und alleine Rosamunde.

Dingefähr am dreißigsten Tage mochte es sein, da kamen sie an eine vollreiche Stadt, die ein mächtiger König beherrschte. Als sie sich dem Thore naheten, gesellte sich zu ihnen ein reisiger Troß, an dessen Spitze ein stattlicher Ritter sich befand, der die Fremden also anredete:

„Gott grüß Euch, Ihr Ritter! darf man Euch mit Fragen belästigen, so möchte ich wohl wissen, ob Ihr zu dem Turnier reihet, welches König Pharamund heute in dieser Stadt hält?“

„Ein Turnier?“ erwiderte Guido; „ja da ziehen wir wohl nicht vorüber!“

„Ja, aber wer an demselben Theil nehmen will, hat besondere Bedingungen zu erfüllen; und heute wird es wohl doppelt streng genommen, da es eine ganz besondere Veranlassung hat.“

„Könnt Ihr uns diese nicht mittheilen?“ entgegnete Guido forschend.

„Recht gerne,“ sagte der Ritter freundlich; „wir haben ja ohnedies noch ein Stück Weges bis zum Thor.“ Er begann: „In König Pharamunds Reich liegt eine alte Burg aus grauer Vorzeit, worin eine wunderschöne Prinzessin von bösen Geistern gefangen gehalten wird, welche über sie Macht bekommen haben, indem ihr Vater, ein Ahnherr des jetzigen Königs dort eine grauenhafte That verübt hat. Nun aber war die Prinzessin, deren Name Rosamunde ist —“

„Wie sagt Ihr, Rosamunde?“ frug Guido mit aller Hast.

„Ja, so sagte ich; fällt Euch dieser Name auf, Herr Ritter?“

„Er ist mir bekannt; doch bitte ich Euch, erzählt weiter!“

„Prinzessin Rosamunde also,“ entgegnete dieser, „war so wunderhold und tugendhaft, daß die bösen Geister nimmer eine Gewalt über sie gewinnen konnten, so sehr sie sich deshalb Mühe gaben. Namentlich der schlimmste unter ihnen, der sich Anselbert nennt, und ein Sohn der alten berüchtigten Here Kanda ist, bemühte sich im Guten, wie auch mit Gewalt um sie; aber seine verführerischen Nebenpraktiken ab an ihrer Klugheit, und seine Gewalt vermochte nichts, da ihm ihre Tugend nicht Raum gab. In der Hoffnung aber, sie dennoch zu gewinnen, erflachte Anselbert von seiner Mutter sich die Gunst, daß es von allen ihren schändlichen Söhnen

ihm allein gestattet sein möge, um sie zu werben. Kanda gewährte ihm dies, und seitdem umzog er das Zauberschloß mit einem dichten, fast undurchdringlichen Nebel, so daß es von der Außenwelt kaum beobachtet zu werden vermag. Indes, die guten Geister nahmen sich Rosamundens an, und gestatteten, daß durch 300 Jahre jedes Jahr ein Ritter zu ihrer Befreiung ausgezogen dürfe, der sodann auf der verzauberten Burg einen furchtbaren Kampf mit ihrem Peiniger zu bestehen hat; ferner schenken sie ihr bis zu ihrer Erlösung ihre Schönheit und Lieblichkeit in unvergänglicher Weise. Seitdem ist nun fast alle Jahre ein wackerer Ritter zur Befreiung der Prinzessin ausgezogen, aber nicht einer ist mehr zurückgekehrt. Bald naht sich nun das Ende der Frist, welche Rosamunden für ihre Befreiung gegeben ist, und wenn sich in derselben nicht ein tapferer Retter für sie findet, so ist sie auf immer dem bösen Anselbert zum Opfer verfallen. Deshalb hat der König dies Turnier veranstaltet, um wo möglich den stärksten und tapfersten Ritter ausfindig zu machen; denn wer heute Sieger bleibt, dem soll das Wagesstück gestattet werden, wenn er dazu hinlänglichen Muth besitzt."

"D, sagt mir doch, welche Bedingung gesetzt ist, um an dem Turniere Theil nehmen zu können!" fragte Guido mit Hast.

"Es ist einfach die Bestimmung, daß Ihr mit demjenigen Ritter, der vor Euch Sieger geblieben ist, auf Tod und Leben kämpfen müßt."

"Ja, wenn es weiter nichts ist, als das," jubelte Guido, "darauf gehe ich unbedingt ein."

"Nun, nun, Herr Ritter," meinte der Unbekannte, "wir haben der Kämpfer auch ziemlich wackere, von denen Euch wohl mancher den Preis streitig machen wird."

Doch Guido achtete dessen nicht; er hat nur, vor

wärts zu trachten, damit sie an der Zeit nichts veräumen möchten.

Sie zogen nun in die Stadt; in der Mitte derselben war ein großer freier Raum. Dort sollten die Ritter des Landes und viele zugereifte Fremde kämpfen und sich den Vorzug um die Befreiung der schönen Rosamunde erwerben.

König Pharamund thronte unter einem Himmel von azurfarbenen Sammt, und neben ihm die Königin. An das hohe königliche Paar reiheten sich die Ritter und Edelfrauen auf schön geschmückten Sizen und hinter ihnen auf hochgehürmter Gallerie das Volk.

Bruno und Gonthard beglückwünschten Guido schon zum Voraus als Sieger im bevorstehenden Kampfe, da sie bereits hinlängliche Beweise seiner Kühnheit und Tapferkeit gesehen hatten.

Der stilllich geschmückte Waffenherold verkündete nun den Beginn des Kampfes; das Geschwäg ringsum verstummte, und Aller Augen richteten sich nach dem Eingang der Schranken, durch welchen das erste Kämpferpaar erscheinen sollte. Die Trompete schmetterte; der Herold trat abermals vor und verkündete die Namen der ersten Kämpfer. Es war Prinz Theobald, des Königs eigener Sohn, ein wackerer Kämpfer, und Graf Eberhard von Kronenstein, der Sieger schon in so manchem Turnier gewesen. Jedermann wußte, wie sehr der edle Prinz Theobald nach der Ehre strebte, das Abenteuer zu bestehen und die schöne Rosamunde zu befreien; aber alle fürchteten auch für ihn wegen des Kronensteiners furchtbarer Lanze; nur der Prinz fürchtete sich vor derselben nicht.

Jetzt war Sonne und Wind geüßelt, wie es bei Turnieren Sitte war, und die Kämpfer stellten sich gegenüber auf. Sie ritten an und stießen zusammen; der Prinz bog des Gegners Lanze geschickt mit dem

Schilde bei Seite, während er der feintigen die gerade Richtung gegen des Grafen Brust gab, der von dem gewaltigen Stoß wankte und unvermögend sich zu halten, in den Sand fiel. Gewaltiger Jubelruf erschallte, während der Prinz langsam gegen das Ende der Bahn ritt und den zweiten Gegner erwartete. Er kam; auch ihn warf er in den Sand, eben so einen dritten und vierten. Schon glaubte man überzeugt zu sein, daß er der Sieger bleiben würde; da meldete sich ein fremder Ritter in ganz schwarzer Rüstung von Kopf bis zu Fuß; selbst der Helmbusch war ganz schwarz, und ein feurigerer schwarzerer Streithengst war wohl weit und breit nicht zu sehen, als der, auf welchem er geritten kam. Er begehrte mit dem Prinzen Theobald eine Lanze zu brechen; da der schwarze Ritter seinen Namen nicht nennen wollte, gab es einen Aufenthalt, bis vom König die Erlaubniß eintraf, daß er ungenannt und ungekannt mit dem Prinzen kämpfen dürfe. Das Zeichen wurde nun gegeben und die Streiter brausten gegen einander; aber kaum hatte der schwarze Ritter den Gegner mit der Spitze seiner Lanze berührt, so sank auch schon der edle Theobald rückwärts in den Sand; gleiches Loos theilten nach dem Prinzen noch mehrere Kämpfer, und sie Alle mußten beschämt den Kampfplatz verlassen. Des Königs Stirne legte sich allmählig in düstere Falten, als er so die besten Ritter seines Reiches schmachvoll überwunden sah, und das Volk blickte grollend auf den Sieger, der verächtlich sich geberdete. Schon wollte kein Kämpfer sich mehr melden; da ritt nun Guido von Scharfstein in die Schranken, und begehrte mit dem schwarzen Ritter einen Kampf auf Leben und Tod.

Dieser wurde von den Kampfrichtern gewährt. Die üblichen Ceremonien waren vollzogen, und die beiden Streiter senkten zum Grusse ihre Lanzen gegen

einander; aber, welche Schmach! der Schwarze berührte mit der Spitze seiner Lanze die Erde.

„Hal wagst Du es, mich zu beschimpfen, Glander!“ rief Guido ergrimmt; „rittere, denn keine Gnade hast Du jetzt mehr zu erwarten.“

„Zittere selbst, Du Wicht!“ entgegnete der Schwarze, „denn so wie ich vor Dir alle Kämpfer, die sich stark dünkten, in den Sand gestreckt habe, so wirst auch Du fallen, und Dein Blut soll die Erde düngen.“

Mit finstrem Blicke schaute der König auf den Uebermüthigen und wünschte im Geheimen dem tapferen Fremdling alles Glück. Die Kampfrichter geboten Ruhe und gaben das Zeichen zum Kampfe. Mit äußerster Spannung sah der ganze Kreis auf die Kämpfer, als wären die drohenden Lanzen gegen eines jeden eigene Brust gerichtet.

Da rannten die Kämpfenden mit furchtbarem Stoß gegen einander; aber nicht wie die vor ihm Streitenden fiel Guido schon bei der ersten Berührung von des Gegners Lanze, sondern er saß unerschüttert felsfest; aber der Schwarze hatte etwas gewankt. Mit edler Ruhe ritt Guido wieder auf seinen Platz, um zum neuen Stöße auszuholen; der Schwarze aber spornete im Grimme seinen schnaubenden Hengst, daß dieser hoch sich aufbäumte. Zum zweiten Mal trafen sie zusammen; aber so fürchterlich auch der Stoß war, keiner fiel; doch hatten beide gewankt. Nachdem sie zum wiederholten Mal auf ihre Posten ritten, da stieß der Schwarze einen fürchterlichen Fluch aus, den, obgleich er ihn nur halbblaut murmelte, doch viele hörten und denen dabei vor Entsetzen das Blut zu Eis gerann; Guido aber rief den Namen „Rosamunde!“ leise und sehnend in die laue Sommerluft, die ihn spielend hinübertrug zu dem Zauberchloß, wo die Herrliche in langer, harter Gefangenschaft saß; und dieser Ausruf stärkte Guido und gab ihm die Ueber-

zeugung, daß er siegen werde. Alle seine Sehnen und Muskeln spannte er nun zur übermenschlichen Kraft an, die erforderlich schien, um den Schwarzen aus dem Sattel zu heben; all sein Wollen und Können konzentrierte er in den einzigen Stoß, der jetzt zu führen war. Und er gelang.

Wie hatte man an des Königs Hofe ein solches Kämpfen gesehen; denn nachdem die Streitenden jetzt zum dritten Male zusammentrafen, da erbebte die Erde und ein leiser Angstschrei ließ sich rings aus dem Munde der Schönen vernehmen; aber Guido saß hoch und fest im Sattel, der Schwarze dagegen lag keuchend im Sande und raffte sich mit Mühe wieder auf, um dem Gegner mit dem Schwerte zuvorzukommen. Doch auch der Sieger schwang sich zu diesem Zweck behende von seinem Ross, und trat unter freudigem Zusauchzen des Volkes dem Schwarzen mit bloßem Schwerte zu Leib.

Schrecklich erneuerte sich nun wiederum der Kampf. Funken sprühten, wie wenn Blitze den Schwertern entfahren, wenn diese im harten Schlage auf die feindliche Rüstung trafen. Aber Guido stand fest, den linken Fuß etwas vorgestemmt und mit dem Schilde den Oberleib deckend. Seine Schwertstöße fielen mit so furchtbarer Macht, daß der Schwarze sich deren kaum mehr erwehren konnte. Da nahm dieser seine Zuflucht zur List, trat schnell einen Schritt zurück, als wolle er ein wenig Athem schöpfen, und als Guido nun nicht sogleich nachdrängte, sondern mit der Rechten, worin er das Schwert hielt, den Schild, der am linken Arme von den schweren Hieben bedrückt und locker geworden war, etwas zurück schieben wollte, sprang sein Feind schnell hinzu und führte einen so gewaltigen Hieb gegen Guido, daß dessen Schild, den er zum Schutze vorhielt, gespalten wurde. Jetzt faßte dieser den Griff seines Schwertes mit bei-

den Händen, denn er sah, daß sein Heil nur in schneller Entscheidung zu finden sei; er holte aus zum mächtigen Schlage, der so gewaltig auf den Schwarzen niederfaßte, daß dessen Ende dadurch herbeigeführt worden wäre, wenn er nicht Schild und Schwert zugleich entgegen gehalten hätte; aber das Schwert versprang und der Schild wurde gespalten. So stand nun der schwarze Gegner waffenlos da, und Guido hätte ihn vernichten können, wenn er es nicht unter seiner Würde gehalten hätte, mit ungleichen Waffen zu kämpfen. Darum warf auch er sein Schwert weg und griff nach dem Dolche, wie der Schwarze gethan hatte. Lauernd standen sie sich gegenüber, einer den andern genau ins Auge fassend, ob er keine Blöße gebe, wo der mörderische Stahl eindringen könne. Endlich erfaßte der Schwarze mit überraschender Schnelligkeit den noch übrigen Stumpf von Guido's abgehauenen Helmbusch und mit gewaltigem Ruck ihm den Helm vom Kopfe reisend, versuchte er das nun entblößte Haupt tödlich zu treffen; aber Guido, nicht minder vorsichtig als gewandt, packte mit kaum glaublicher Kraft mit seiner linken Hand des Gegners drohende rechte, hielt sie mit Gewalt nieder, und führte in demselben Momente nun einen so geschickten und entscheidenden Stoß mit seinem Dolch unter das Visir des Gegners, daß dieser laut brüllend zu Boden stürzte und ein schwarzer Blutstrom unter dem Helme hervorsprang.

Ein Fuß auf des Gefallenen Brust setzend, stand der Sieger mit dem schönen goldgelockten Haupt triumphirend da. Nicht enden wollender Beifallssturm erfüllte die Luft; jedes Auge blickte staunend auf den jugendlichen Ritter, der so Gewaltiges gethan und den überwunden hatte, der mit aller Leichtfertigkeit die tapfersten Ritter an König Pharamunds Hofe in den Staub warf. Guido aber wandte seinen Blick noch

nicht von dem Beflegten ab; denn dieser lebte noch, und konnte deshalb immer noch Verrath üben; vorsichtig bog er sich daher hinab und löste ihm den Helm, um zu sehen, ob es noch eines Todesstosses bedürfe. Aber, siehe da, kaum hatte er den Helm vom Kumpfe gehoben, da flog aus der hohlen Rüstung, die nun zu seinem Gestirnen keinen Leib mehr barg, mit krächzendem Geschrei ein widerlicher Uhu hervor und erfüllte die Luft mit einem pestilenzialischen Gestank. Mit Grauen sahen Alle auf diese sonderbare Verwandlung; doch jedem ward es nun klar, daß einer von Kandas scheußlichen Söhnen hier als Ritter erschienen war und so den letzten Versuch zu Rosamundens Befreiung zu vereiteln suchte. Auch Guido warf voll Abscheu den Helm aus der Hand und rief dem entfliehenden Unhold nach: „Ha, warst Du solch ein Vogel! Wehe Dir, hätte ich das früher gewußt; Dein sündhaftes Leben hättest Du dann auf dem Kampfplatz geendet, und nicht wärest Du mir entkommen!“

Der König ließ Guido nun vor sich rufen, da die Kampfrichter ihm übereinstimmend den Preis zuerkannt hatten. Ehrerbietig vernelgte sich Guido vor dem König und der Königin und empfing aus der letzteren Hand den Kampfpriß, bestehend in einer schönen Feldbinde, die sie selbst kunstreich verfertigt hatte, und einem prächtigen Schwert mit goldenem Griff, das im fernen Morgenlande gefertigt, und von dem König eigens für den Kämpfer um Rosamundens Befreiung bestimmt war, zu welchem Unternehmen Guido auch die ausdrückliche Erlaubniß von dem König erhielt.

„Vielen Dank Euch, edle Königin!“ sprach Guido, „für die köstlichen Geschenke, die Ihr mir verehrt; sie dienen dem Ritter zur Zierde und Wehre, und beide will ich darum hoch in Ehren halten, und

niemals sollen sie in unedlem Kampfe benützt werden.“

„Das traue ich Euch zu, Herr Ritter;“ versetzte die Königin, „denn das Land, in dem Ihr geboren, kann stolz auf Euch sein. Doch sagt uns nun auch Eueren Namen, damit unsere Sänger Euch künftig preisen können.“

„Mein Name ist Guido von Scharfenstein; mein Vater ist der edle Kuno.“

Bewundert rief der König: „Ha, seid Ihr der wätere Ritter! dann wahrlich ist es das Wirken einer höheren Macht, die Euch hieher geführt.“ Ein fahrender Ritter, der jüngst bei mir einsprach, erzählte von Euch, wie Ihr den riesenhaften Gudelbart, der eines Ritters tugendhaftes Weib gefangen hielt, erschlagen hättet, und jetzt hab ich's mit eigenen Augen gesehen, daß Ihr der schlimmsten Zauberei gewachsen seid. Gewiß, wenn es Euch nicht glücken sollte, die schöne Rosamunde zu befreien, dann gelingt es wohl keinem mehr. Wahrscheinlich besitzt Ihr einen schützenden Talisman?“

„Dem ist so; eine zarte Rose, die ich auf meinem Herzen trage, und die mir Rosamunde, als ich sie im Traume erblickte, selbst verehrt, entkräftet jede Hexerei.“

Ueber diese Aeußerung erstaunten Alle, so sie hörten und der König sprach weiter: „Nun kann wohl kein Mensch mehr zweifeln, daß Ihr Derjenige seid, welcher zur Befreiung der Prinzessin bestimmt ist. Darum laßt es Euch bis zum nächsten Vollmonde an meinem Hofe gefallen; denn dann ist die Zeit nahe, wo Ihr das Wagstück unternehmen dürft. Bis dahin will ich Euch auch eine neue Rüstung von meinen sinken Schmiden bereiten lassen, so schön sie einem Ritter von Euerer Gestalt geziemt; denn die Ihr trägt, ist von den vielen Kämpfen, so Ihr bis jetzt schon bestanden, bereits sehr beschädigt. Kommt

dann die Zeit heran, wo Ihr zur großen That ausziehen müßt, dann folge ich Euch mit meinem ganzen Hofe und der Ritterschaft bis an den Fuß des Berges, auf welchem in Nebel gehüllt das Zauberschloß liegt; denn einem Helben solcher Art, wie Ihr Euch bewiesen, gebührt die höchste Auszeichnung.

Hierauf erhob sich König Pharamund, und nun drängten sich alle Ritter, die edlen Kämpen, welche der schwarze Unhold überwunden hatte, an Guido, und boten ihm die treue Rechte zum Danke dafür, daß er sie an dem Schändlichen so wacker gerächt hatte, und Prinz Theobald sprach: „Herr Ritter! Ihr seid vor allem auserlesen, Rosamunde zu erzwingen, so gerne ich dieses wohl selbst vollführt hätte.“

Nachdem Guido seine Freunde Bruno und Gonthart zu sich beschieden und dem König vorgestellt hatte, kehrte der festliche Zug zurück in die königliche Residenz.

VIII.

König Pharamund versäumte nicht, zu Ehren seines Gastes außerordentliche Festlichkeiten und Vergnügen zu veranstalten. Der alte Wein, die schönen Frauen und der edlen Ritter biederes und heiteres Benehmen hatte Guido und dessen Freunden sehr wohl gefallen. Als nun aber Ersterer nach Verlauf einiger Tage einmal still und einsam Abends in seinem Gemache saß, um sich zur Ruhe zu begeben, da gedachte er mit erstem Sinnen der schlimmen Lage Rosamundens, und um sich ihr liebliches Bild zu vergegenwärtigen, zog er die goldene Kapsel aus seinem Busen, und wollte ihre schöne Rose recht betrachten; doch Welch ein Schrecken! — Die Wunderrose begann zu welken!

Zu sehr bestürzt über diese unangenehme Ueber raschung, konnte er sich lange nicht erklären, wobei diese ihn so sehr betrübende Andeutung rühre. „Ja!“

rief er endlich aus, „ihr schützenden Geister, ihr habt recht; es ist wahrlich sündhaft, daß ich hier jubilire beim Gelage, während sie noch in des Zauberers Banden schmachtet. Zum ersten Werk soll man sich ernst bereiten; zum Jubiliren und Freudenfesten ist es dann die Zeit, wenn sie die Herrliche des Festes Kömgin zu sein vermag. Ich danke euch, ihr guten Geister, für den Wink, der mich höchst wahrscheinlich dem Verderben entreißt.“

Am dem nächsten Morgen trat Guido vor den König und sprach: „Ich danke für die hohen Ehren, so Ihr mir erwiesen habt; allein ich kann nicht länger weilen, sondern ich muß von dannen ziehen.“

Erstaunt entgegnete der König: „Wie? Also Ihr wollt nicht den Kampf um Rosamunden wagen?“

„Da sei Gott für, daß ich jemals diesen Vorsatz aufgebe. Allein es will sich nicht recht ziemen, daß ich in Saug und Braus die Zeit hier vergeude, während sie, für die ich jedes Opfer zu bringen mir ernstlichst vorgenommen, noch in der Verbannung schmachtet. Ich will mich nun würdig vorbereiten zu dem großen Werke, und möchte deshalb ausziehen, ob es mir nicht gelingt, bis zu dem entscheidenden Augenblick noch eine kühne Ritterthat zu vollbringen; doch am neunten Tage, von heute ab, komme ich wieder; hierauf mein Ehrenwort!“

Nicht entgegen konnte der König Guido's ritterlichem Vorhaben sein, und so sprach er den zu ihm: „Jürnen kann ich Euch nicht, wenn Ihr aus diesem Grunde meine Gastlichkeit verschmäht; doch da Ihr einmal auf Abenteuer ausziehen wollet, und damit Ihr nicht vergeblich solche zu suchen nöthig habt, möchte ich Euch wohl ein Wagemstück anrathen, und ich und die ganze Stadt würden es Euch danken, wenn Ihr uns auch von dieser Plage befreien könntet.“

„D so sprecht, ich lausche Eurem Gebot; denn es

geheim dem Rittersmann, gegen Alles zu kämpfen, was dem Lande eine Plage ist."

"Vernehmet denn: In Fernen von dieser Stadt, im rauhen unwirthbaren Felsgebirg befindet sich eine schwarze, schauerhafte Höhle verborgen, und in ihr wohnt eine böse, hinterlistige Hexe, die dort in finsterner Mitternacht all das Verberben kocht, was über diese gute Stadt schon so oft hereingebrochen ist. — Schon mancher tapfere Ritter versuchte es, die Hexe zu vernichten, aber keinem noch ist es gelungen; denn sie ist listig wie eine Schlange, und eine bissige Hyäne ist zu ihrem Schutze stets bereit; auch kann sie sich durch ihre Kunst den Augen der Menschen schnell verbergen, und dem, der sie aufsucht, aus Ihrer Höhle Schlund so viel Entsetzliches entgegen schicken, daß wohl keiner so leicht bis zu ihr selbst gelangte. Da aber Ihr, Herr Ritter, gewappnet seid gegen böse Hexenstreiche, so möchte es euch am ersten gelingen, sie zu bewältigen."

Voll Begierde entgegnete Guido: „Laßt mich nur gleich ausziehen; ich brenne vor Verlangen, das Unthier schadlos zu machen. Doch, wo finde ich die Hexenhöhle?“

„Sie liegt in dem Gebirge, das mein Reich gegen Abend einschließt; doch genau hat noch kein Mensch den Weg zur Höhle selbst beschreiben können, da die Hexe jeben, der sie aufzusuchen kommt, in die Irre führt, so daß er zuletzt nicht weiß, von wo er zu dem schwarzen Schlund gelangte.“

„Nun denn,“ sprach Guido, „so werde ich auf's Geradewohl den Weg mir suchen, und ich zweifle nicht, daß irgend ein Zufall mich an den gewünschten Ort führen wird.“ Er verließ hierauf den König und gab dann seinen Knappen den Befehl, die Rosse zu satteln und ihn zu begleiten.

Gerne wären auch Gonthard und der Schlangen-

ritter mit ihm zu diesem Abenteuer ausgezogen; doch Guido bat sie inständig, ihn allein mit seinen Knappen ziehen zu lassen; denn er fühle das Bedürfniß, recht ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können, zur Vorbereitung auf die Befreiung Rosamundens, und so ließen ihn denn die Freunde nun auch alleine ziehen.

Am Abend des dritten Tages befand sich Guido mit seinen Knappen in dem dunklen dichten Eichenwalde, der das Gebirge begränzte. Rauhe, steile Felsenklippen drohten ringsum, und jeder unbewachte Schritt drohte Ross und Mann in den jähen Abgrund zu stürzen. Dennoch beschloß der Ritter, nun hier zu rasten und das Licht des nächsten Tages abzuwarten, wo sie leichter den Weg aufzufinden vermöchten. Auf dem grün bemoosten Boden suchte er sein Lager; die Knappen Kurt und Winfried streckten sich an seiner Seite nieder; Konrad aber hielt die Wache bei den Pferden, weil er der jüngste war.

Schon lange schnarchten die ruhenden Knappen und auch Guidos Gedanken, die bisher bei dem ferneren theueren Gegenstände geweilt hatten, wollten sich so eben in des Schlummers süße Nacht verlieren, da klang von ferne her ein hohles dumpfes Brausen, als ob der Sturmwind durch die Lüfte heult. Mächtig rauschten die Gipfel und die starken Stämme schienen sich zu biegen und dennoch war kein Luftzug zu verspüren. Die sonst frommen und folgamen Rosse scheuten, warfen ihre Köpfe wild empor und schnobten ängstlich mit den weit geöffneten Nüstern; selbst des Knappen Konrad gewohnte Stimme, die ihnen zuredete, konnte sie nicht mehr beruhigen, und sie drohten schon die starken Zügel, womit sie an die Eichen befestigt waren, zu zersprengen; denn immer näher kam das unheimliche Brausen und immer schrecklicher ertönte das Geheul, wie wenn es tausend Wölfe wären, und

darzwischen hörte man das ängstliche Gewimmer einer Menschenstimme, die aus eines Weibes zum Tod gequälter Brust zu kommen schien; aber auch ein rauhes, krächzendes Gekröse war vernehmbar, das fast klang, als komme es aus eines alten Weibes Kehle. So schien nun das Toben alle Räume zu erfüllen, so daß man nicht sagen konnte, von welcher Seite es sich näherte und war so fürchterlicher Art, daß selbst den kriegserfahrenen Konrad ein Grausen ankam. Auch Guido erwachte aus seinem Schlummer, sprang auf und frug Konrad: „Was ist's mit diesem gräßlichen Skandal? Sprich, hast Du noch nichts gesehen?“

„Gott sei Dank, Herr Ritter! daß Ihr wach seid; ich glaube, es ist ein Herenspuck, der diese Nacht durch den Urwald tobt. Es braust und heult, und schreit und schimpft, daß einem angst und bange werden möchte. Erst war es nur wenig und noch fern, aber es kam immer näher. Ach hört doch nur, Herr Ritter, wie jämmerlich es klagt, als wäre eine arme Maid in Todesnöthen. Hu! und das gräßliche Gekrächze. Ich glaube, es kommen alle Teufel alsbald auf uns zu.“

Guido sprach begütigend: „Schäme Dich doch, Konrad, Deiner kindischen Furcht. Mit kaltem Blute sieht man alles besser und findet auch die Mittel leichter, dem Unheil zu begegnen. Hier stelle Dich her, so, gerade vor die Rosse, denn wenn der Spektakel hier vorbei zieht, so könnten sie leicht nicht mehr zu bändigen sein.“

Der Knappe that, wie ihm befohlen wurde; Guido trat selbst vor sein edles Ross, und als wenn das Thier es wüßte, daß sein tapferer Herr ihm Schutz gewähren könne gegen den Teufelspuck, so steckte es den Kopf dicht hinter ihm zur Erde, stemmte beide Vorderfüße weit vor sich und stand nun da mit bebend angespannten Muskeln. So thaten auch die andern

Rosse und dicke Schweißtropfen liefen ihnen von den gedängstigten Ködern.

Plötzlich hüpfen quer vor dem Ritter blaue Flämmchen durch das Dickicht, mit Windeseile und immer dichter werdend, bis endlich ein ganzer Feuerschwal vorüber zog, in dessen Mitte — welch schreckliches Erscheinen! — ein scheußliches Weibsgesicht mit langen Schritten sich bewegte, das so häßlich aussah, als habe es schon hundert Menschenalter überlebt. Statt der Haare krümmte sich auf ihrem Kopf ein Nest von Schlangen mit vorgereckten Köpfen und zischenden, gespaltenen Zungen; in ihrem Antlitz flammten zwei rothglühende feurige Augen. Sie hatte eine Größe, wie solche selten ein Mann erreicht, und war dabei so dürr, daß sie einem knöchernen Gerippe gleich. Doch nur das Gräßlichste. Hinter sich schleifte sie an einer Kette gefesselt ein wunderschönes Mädchen her, die jammern die Hände rang, und auf deren Klagen und Bitten das alte Schusäl nicht im Geringsten achtete, oder nur mit einem widerlichen rauhen Krächzen zu antworten schien. Hinter dieser Maid, die ihrer Kleidung nach zu schließen die Tochter eines Hintersaffen war, schritt mit hochgestraubten Borsten auf dem krummen Rücken eine Hyäne, und folgte der gefangenen Jungfrau, wie ein Hund dem schuldlosen Thiere nachgeht, das zur Schlachtbank geführt wird. Voll äteriger Mordlust warf das Unthier einen Blick auf Guido, als es an ihm vorbei kam; doch in demselben Augenblick verschwand das ganze Gebilde, daß der Ritter mit seinen Knappen kaum recht wahr zu nehmen glaubte, und allmählig trat wieder die Stille und Dunkelheit der Nacht ein.

Schwer aufathmend aus der beklommenen Brust frug Konrad: „Herr Ritter, ist es denn wahr, daß ich so eben eine abscheuliche Hexe vorüber ziehen sah: die das schöne Kösschen, die lebensfrohe Tochter des

alten Leonhard, der Leibknappe ist beim Prinzen Theobald, an einer Kette hinter sich herschleppte?"

"Daß Du eine Hexe gesehen hast und eine Malb, ist wahr? aber ob diese Röschen heißt, möchte ich bezweifeln, denn das ganze Gefolge der Hexe schien mir nur ein Luftgebild zu sein, um uns ihre Sinnesart anzudeuten."

"Nein, nein, Herr Ritter! wenn das Ganze nicht ein Traumgebilde war, dann war es auch die Tochter Leonhards; denn ich kenne sie zu genau, und ich will es nur gestehen, Herr Ritter, sie gefiel mir sehr, als sie an jenem Tage, wo das Bankett am Hofe des Königs war, und auch wir Knappen unser Fest hielten, mir einen Becher voll des besten Weins kredenzte."

Begütigend entgegnete Guido: „So so, ja dann wirst Du sie wohl kennen. Nun, wenn Gott will, mein wackerer Konrad, so wollen wir das Mädchen morgen wieder frei sehen!"

Nachdem er sah, daß Alles wieder in der frühern Ordnung war, legte er sich auf sein Lager zwischen den beiden Knappen, die wunderbarer Weise von dem Spektakel nicht einmal aufgewacht waren; aber schlafen konnte Guido nicht mehr, denn er war zu sehr aufgereggt und wünschte sehnlichst, daß der Morgen käme, um die schändliche Hexe weiter verfolgen zu können.

Als nun der erste Strahl des neuen Tages erschien, erhob sich Guido, zugleich die Schläfer munter rüttelnd; doch bald belehrte ihn auch das immer mehr sich verbreitende Licht des Tages, daß er da zu Noth nicht mehr weiter vorwärts kommen könne, denn steil und schroff erhoben sich die Felsen, enge Schluchten gab es dann gleichfalls zu passieren, in denen kaum ein Mann sich durchzuwinden hoffen konnte. Er entschloß sich demnach, nur mit seinem Knappen Konrad

fortzuwandern, und die andern Beiden als Wächter bei den Rossen zu lassen.

Mit blank gezogenem Schwerte verfolgte nun der Ritter den Pfad, und eben so, den Glanberg in der Rechten, folgte ihm Konrad. Immer rauher wurde der Weg, der Urwald immer dichter, so daß Guido zuletzt in Zweifel gerieth, wohin er seine Schritte lenken sollte. Da erblickte er nicht weit vor sich durch das Dickicht ein kleines graues Männchen, in welchem er den guten Vater Leuthold zu erkennen glaubte. Rasch eilte Guido vorwärts und suchte ihn einzuholen; doch schneller noch entwich der Kleine, und war ihm dann am fernsten, wenn er ihn so eben zu erfassen dachte. So ging es fort, bis hoch am Himmel die Mittagssonne brannte, und so oft auch Guido den Alten von weitem anrief, es erfolgte keine Antwort. Wenn er ruhte, war Leuthold verschwunden, verfolgte er den Weg, so diente ihm der Schatten wieder als Führer. Schon kam Guido deshalb in den Wahn, daß ihm die Hexe dieser Berge einen Spud vormache, um ihn von ihrer Spur abzuleiten; aber des guten Vaters freundliche Gestalt winkte ihm so ermunternd, daß er jeden Zweifel von sich entfernte und ihr auf neue folgte.

Schon begann die Sonne sich zu neigen, da schien es dem Ritter, da er eben durch schroffe Felsentklippen sich durchgewunden hatte, als ob der Führer seiner harre, und er hätte nur wehr drei Schritte nöthig gehabt, um ganz an seiner Seite zu sein; da plötzlich war dieser ganz verschwunden und vor Guido öffnete sich ein schwarzer Schlund, der den Eingang bildete zur Hexenhöhle. Er führte tief in eine steile Felsenwand und aus dem Schlunde stieg fortwährend ein dichter blauer Dunst empor, der ringsum alle Vegetation hemmte, und alle lebende Wesen fern von dem fahlen Felsen hielt. Ein dumpfes Brodeln tönte aus

der Tiefe, und dazwischen hörte man Gewimmer und der Hexe heiseren Ton. Nun zauderte der Ritter keinen Augenblick mehr; er befahl dem Knappen, der ihm immer getreulich gefolgt war, draußen zu verweilen und stieg nun beherzt in das Innere der Höhle. Der Herendunst, der ihm entgegenquoll, hätte jeden andern getödtet; doch ihm belästigte er kaum die Brust, und seine Augen sahen hell und deutlich Alles rings umher. Der unheimliche Pfad, bald steil, bald sanfter in die Tiefe führend, war, wo es noth that, mit Stufen ausgehauen, und dennoch blieb er immer noch sehr gefährlich. Noch war Guido nichts Verdächtiges aufgestossen, als er aber um eine Felsenwand bog, fühlte er sich plötzlich von der Hyäne angegriffen, die aus ihrem Hinterhalt ihm hoch hinauf bis an den Nacken sprang. Obgleich der Ritter hier von seinem Schwerte nicht Gebrauch machen konnte, behielt er dennoch seine Fassung; er griff schnell mit seiner starken Faust rückwärts und zog das Unthier, so stark und grimmig es auch war, vor seine Füße, wo es sich heulend unter seinen Tritten krümmte.

Durch dieß Getöse aufmerksam gemacht, witterte nun die alte Hexe Urarath und grimmig strengte sie sich an, den eingedrungenen Fremdling zu ersticken. Das Brodeln in der Tiefe wurde heftiger und ein Dunst stieg auf, daß selbst der tapfere Guido davon belästiget wurde. Da er an dem Felsen eine Kette gewahrte, woran die Hexe zuweilen ihren Wächter fesselte, benützte auch er nun dieselbe, um das Unthier daran zu befestigen; da er dasselbe mit sich an den Hof des Königs Pharamund zu führen beschloffen hatte.

Nunmehr kam Guido an den letzten Absatz, von welchem er durch einen kühnen Sprung in eine weiße Höhle gelangte, wo er sich nun die in derselben

bestindlichen Gegenstände betrachtete. In der Mitte stand auf einem Dreifusse ein großer Kessel, in welchem eine giftige Brühe kochte, von welcher all der Qualm ausging, der ihn bisher belästigte. Aber was vor allem einen scheußlichen Anblick bot und worüber Guido sich aufs heftigste entsetzte, war die Scene, die sich seinen Augen neben diesem Kessel bot. Die zarte Jungfrau, welche Konrad mit dem Namen Röschen bezeichnet hatte, war an einem Pfahl festgebunden; und vor ihr stand das lange häßliche Weib mit einem blanken Messer, und war eben im Begriff, des unschuldigen Mädchens volle weiße Brust zu öffnen. Sie keifte fürchterlich und höhnte laut der Jungfrau banges Flehen, wodurch diese der Scheußlichen versteinert Herz noch zu rühren hoffte.

Raum vernahm die Hexe des Ritters gewagten Sprung, da zuckte sie erschrocken zusammen und wandte sich schnell nach dem kühnen Söder ihrer Unthat. Hoch schwang sie das blanke Messer in der Rechten und wollte so auf Guido losstürzen; doch schnell besann sie sich wieder, sprang nach dem Kessel und schöpfte aus demselben eine Kelle von der giftigen Brühe, die sie nun mit höhnischem Geträchze nach dem Ritter schleuderte, kiffend, daß er sogleich zu Boden falle; allein dem Hexenüberminder gegenüber war dieses zwecklos, denn er erfaßte sie mit seiner Eisenaust und queischte nun die Hagere so fürchterlich zusammen, daß ihren Händen das Messer und die Kelle entfiel, und ihr G-heul noch schrecklicher ertönte, als das der wüthenden Hyäne, die oben gleichfalls auch noch keine Ruhe gab. Guido faßte nun den kühnen Entschluß, auch die Hexe festzunehmen und mit sich zu führen; er erblickte in einem Winkel die Kette, an welcher sie in der Nacht das arme Röschen nach sich schleppete, und derselbe Eisenring umschloß nach wenigen Augenblicken des Unge-

heuers dürren Hals, das nun gefesselt und wimmernd am Boden lag. Nun befreite der Ritter das zu Tod geängstigte Mädchen von seinen Banden und sprach ihr Muth zu; alsdann schickte er sich an, mit seiner Gefangenen und mit Röschen die Höhle zu verlassen. Plötzlich gewahrte er in der Hexe scheußlichen Niemen eine Schadenfreude, und er überlegte, was wohl die Ursache davon sein möchte, als er in Mitte des Gewölbes den noch immer dampfenden und qualmenden Kessel bemerkte, durch dessen pestilenzialische Ausdünstung die Alte Guido und Röschen, wenn sie in den engen Gang gelangen würden, zu vernichten gehofft hatte. Mit einem starken Ruck floss Guido nun den Kessel um, so daß die Höllebrühe auf der entgegengesetzten Seite brausend wegströmte. Da war der Hexe letzte Hoffnung entschwunden; heulend flehte sie nun um Gnade und versprach dem Ritter, ihm ewige Jugend zu gewähren, wenn er sie frei ließe. Doch dieser ließ sich nicht verlocken; er verließ, gefolgt von Röschen, die Höhle mit seiner Beute; übergab, nachdem er außerhalb des Ganges gekommen war, wo er auch die gefesselte Hyäne nach sich schleppte, diese seinem Knappen Konrad und kehrte so triumphirend an das Hoflager des Königs Pharamund zurück, wo man ihn bereits schon sehnsüchtig erwartet hatte.

IX.

Schon neigte sich der neunte Tag, vor dem Guido zu seinem Abenteuer gegen die verrufene Hexe ausgingen war, allmählig seinem Ende. Der König Pharamund und die Freunde Guidos harrten bereits sehnsüchtvoll und mit gespannter Neugierde an dem Thore der Stadt seiner Rückkunft entgegen, als vor dem Eintritte der Dämmerung der abenteuerliche Zug sich nahte: voraus Ritter Guido, gefolgt von seinen treuen Knappen, von denen Konrad das von der

Hexe geraubte Röschen vor sich auf dem Sattel hatte, nachdem man bereits mehrere Tage vergeblich gesucht hatte; hinter diesem folgte Kurt, der die Hexe mit dem eisernen Halsbande an einer starken Kette nach sich schleppte, so daß sie weit ausstreiten mußte, um des Rosses starkem Schritt zu folgen, und zuletzt führte Winfried an einer Kette die Hyäne, deren Gebiß mit einem starken Niemen zusammengeschnürt war, damit sie nicht das gute Ross verletzen konnte.

Nachdem die Freunde Guidos und das versammelte Volk in endlosen Jubel ausgebrochen waren, ritt dieser auf den König zu und sprach: „Hier bringe ich Euch die Hexe, die ich zu vernichten mir zum Ziel gesteckt hatte; sie ist jetzt unschädlich und Ihr könnt sie zur Warnung für dergleichen Ungeheuer in einer Käfig sperren; mit ihr zugleich auch die Hyäne.“

„Wahrlich, das soll geschehen,“ sprach Pharamund; „aber Euch, Herr Ritter, gebührt die größte Auszeichnung, die jemals einem Sterblichen ward. Ich weiß nicht, wie ich Euch danken kann, da Ihr von so vielem Bösen uns bis jetzt schon befreiet habt. Auch die blühende Tochter eines meiner treuesten Unterthanen habt Ihr, wie mir dünkt, durch Euer jüngstes Wagemuth von großer Gefahr errettet. Komm her, Du liebliche Maid, und erzähle uns, wie es Dir erging.“

Langsam und beinahe widerstrebend ließ der Knappe Konrad das schöne Röschen vom Sattel gleiten, denn gerne hätte er es gleich für immer behalten; dieses aber trat sittig vor den König hin, sprechend:

„Wenn ich Euer Begehren auch befriedigen möchte, so kann ich's doch nur unvollkommen; denn so Entsefliches als ich erlitt, kann kaum die Zunge eines Menschen aussprechen. An einem schönen Abend suchte ich wohlgemuth Blumen auf der Wiese, und als ich eben die freundlichsten mir pflückte, da fühlte

Guido von Scharfenstein.

ich plötzlich einen eisernen Ring um meinen Hals sich schlingen. Entsetzt blickte ich empor und sehe hinter mir eine schreckliche Weibsgestalt mit rothen Feuer Augen, neben ihr ein wildes Thier, wie ich ein solches noch nie erblickte, das graufig seinen borstigen Rücken krümmte. Doch ehe ich zu einiger Besinnung kam, riß mich die Here, denn sie war es, mit aller Eile an einer Kette fort, daß mir der Athem stockte. Ich bat, ich flehte, schrie, so viel mir es noch möglich war, um Hilfe; doch Alles war umsonst, und diente nur dazu, des ganz entmenschten Weibes scharfe Zunge gegen mich zu richten. Weit ging es fort mit Windeseile, bis endlich bei dem Grauen des Morgens eine Felsenhöhle vor uns lag, in deren schwarzen Rachen sie mich gewaltiam nach sich zog. In deren Tiefe angelangt, riß sie mir die Kleider vom Leibe, den Eisening vom Halse, und band mich sodann an einen Pfahl, um mich zu schlachten. Ich dachte an meinen guten alten Vater und flehte weinend um Erbarmen; doch kalt entgegnete mir die Unbarmherzige: „Einfältiges Gezücht, sieh, ich brauche ja Dein frisches Blut, um meine alten Glieder und meine häßliche Gestalt wieder zu verjüngen! Sieh hier dies Messer; damit öffne ich Dir die Brust und zapfe Dir das beste Herzblut ab als meinen Laverunt; und dort steh jenen Kessel, er enthält die Brühe, in welcher ich Deine Glieder koche; bis zum Abend wirst Du geschlachtet.“ Nun denkt Euch die Angst, die ich den Tag über, dessen Licht nur spärlich in die Hexenhöhle drang, ausstand. Gegen Abend nun heulte plötzlich das wilde Thier fürchterlich, das einem Haushund gleich am Eingang Wache hielt; die Here wurde aufmerksam, und einige schreckliche Flüche murrend streute sie ein rothes Pulver auf die bereits kochende Brühe im Kessel, daß sogleich ein gewaltiger, dichter und giftiger Qualm zum Eingang aufstieg, der jeden

Sidrefried zurückhalten sollte, und hierauf schickte sie sich unbesorgt an, mich abzuschlachten. Mit grinsender Miene stand sie vor mir und erzählte mir mit gräßlicher Lust recht ausführlich, was sie jetzt Alles mit mir vornehmen werde; da plötzlich erfolgte der kühne Sprung dieses Ritters, meines Erretters, und die Scene änderte sich in solcher Weise, daß ich zu meiner Befreiung gelangte, dagegen aber die Here und ihr scheußliches Unthier in Gefangenschaft gerieth, wie Ihr diese nun hier vor Euch seht.“ —

„Mein Kind! mein Kind! — Wo ist meine Tochter?“ rief plötzlich die Stimme des alten Leonhard, der hinten in dem Troß der Knappen jetzt erst erfuhr, was vorgegangen war. Hastig arbeitete er sich durch, und die Ritter machten ihm mittelidig Platz, und so lag denn bald vor Aller Augen die Tochter an des Liebenden Vaters Brust. —

Tausendfacher Jubel erscholl zum Lobe Guidos für diese neue Heldenthat und an des Königs Seite hielt er nun einen siegreichen Einzug in die froh bewegte Stadt, wo von Aller Mund sein Lob erscholl, nachdem die wunderbare Mähre von Nöschens Befreiung allerwärts kund geworden war; so daß des Staunens und Bewunderns fast kein Ende war. Auch Konrad wußte in seine Erzählung recht geschickt hinein zu flechten, daß er das schöne Nöschen gern noch tausend Meilen weiter auf seinem Sattel fest gehalten hätte, wenn es dafür gelten würde, sie als sein eigen heim zu führen.

X.

An demselben Abende wurde in dem Kreise des Königs Pharamund, in welchem Guido als der Gefeierte sich befand, auch noch mancherlei über den mit dem nächsten Frühroth anzutretenden Zug zu Rosamundens Befreiung aus der Gewalt des Zauberers

Anselbert bestimmt und gesprochen, und nachdem alle Anordnung getroffen war, begab sich Alles zur Ruhe. Für Guido lag zu dieser Heldenthat bereits schon die schöne Rüstung in Bereitschaft, die ihm König Pharamund zum Lohne für die Besiegung des schwarzen Ritters hatte anfertigen lassen, und die von den tüchtigsten Waffenschmiden des Königs in kurzer Zeit auf die zierlichste Weise hergestellt worden war. Sie war gehämmert aus blinkendem Erz, mit Silber ausgelegt, und auf dem schönen Schilde prangte in getriebnem Golde das Wappen mit den drei Rosen im blauen Felde und dem Löwentopf darüber. Der Rand des Schildes war kunstreich mit Figuren ausgelegt; auf der einen Seite die Bestiegung Gundelbarts, und auf der andern Seite der Sieg in dem Turnier. Der Helm war aus getriebnem Golde, mit einem hohen Reiterbusch geschmückt.

Als der nächste Morgen graute, da schmetterten die Trompeten mit lustigem Klang durch die Hofburg, und König Pharamund mit der Schaar seiner Ritter und dem Heer der Knappen schickte sich zum Ausbruch an. Es war ein schöner Zug, der zum Thore hinausritt, voran der König selbst in goldener Rüstung, Prinz Theobald in einer silbernen, und zwischen beiden prangte hoch und kühn der Held des Tages, Guido von Scharfstein. An diese reiheten sich die Ritter und zuletzt kam der Troß der Knappen, welche bunte Zelte mit sich führten; denn der König wollte am Fuße des Berges, auf welchem die Zauberburg lag, so lange lagern, bis Guido entweder als Sieger mit der befreiten Rosamunde wiederkehre, oder bis man sich überzeugt habe, daß auch seine Tapferkeit für ihre Befreiung vergebens in die Schranken getreten sei.

Tief im Walde versteckt auf einem hohen Felsenberge lag die Burg, auf welcher Rosamunde schon so lange gefangen gehalten ward; aber als der Zug am

Abend des dritten Tages an den Fuß des Berges gelangte, sah man von der Burg keinen Stein, sondern dieselbe war in eine dichte Wolkenmasse eingehüllt, und eine fast undurchbringlich scheinende Nebelmasse umzog auch den größten Theil des Berges. Hier nun ließ der König halten und befahl, die Zelte aufzuschlagen, und es gewährte einen eigenthümlich schönen Anblick, die bunte Zeltstadt beim Glanz des Vollmondes zu sehen, der alsobald am wolkenlosen Firmamente aufstieg, während andererseits die Wolkenmasse, welche über dem Zauberlande sich gelagert hatte, manigfaches Bedenken erregte. Vielen bangte um den kühnen Ritter, der in dieses Dunsgebirge, gegen welches des Königs Lager wie ein Ameisenhaufe sich präsentirte, eindringen wollte, um die schöne Rosamunde zu befreien.

Immer tiefer sank die Nacht, und süßer Schlummer hatte bereits durchs ganze Lager sich verbreitet; nur Guido lag schlaflos in seinem Zelte auf dem Lager und Gedanken ernster Art beschäftigten ihn. Er fühlte nur zu gut, welches ungeheure Wagstück er zu vollführen im Begriff stehete; aber auch nicht einen Augenblick jagte er ob der Ausführung desselben, da er in seinem Innern zu gewiß überzeugt war, daß er nur für eine gute Sache streite. Nachdem ihm seine Phantasie wachend gar manche Bilder der zu bestehenden Abenteuer vorgeführt hatte, entschlief er endlich, und Träume sonderbarer Art beschäftigten ihn, doch ohne Klarheit, bis endlich die wohlbekannte Gestalt des guten Vaters Leuthold ihm erschien und also sprach:

„Lieber Sohn, es naht der große Zeitpunkt, wo es sich entscheiden wird, ob Rosamunde frei wird, oder ob sie durch die Unthat ihres Vaters in ewiger Gefangenschaft bleiben soll. Die guten und die bösen Geister streiten sich um sie. Du Guido, bist unser

Kämpfer, und Anselbert Dein Gegner, der eben so stark ist von Natur, als wie durch seine Zauberkünste; aber selbst mit diesen vermag er nichts gegen einen frommen jugendhaften Ritter, der einen solchen Talis man besitzt wie Du; darum hast Du nur mit seiner natürlichen Stärke zu kämpfen; doch selbst das ist schon viel, da er in verschiedenen Gestalten Dir entgegen treten kann, und ehe Du ihn nicht in einer so getroffen, daß er todt bleibt, bevor er sich verwandeln kann, tritt er Dir in anderer Gestalt mit erneuter Kraft entgegen. Darum sei vorsichtig und stets auf Deiner Hut, denn er kann Dir als ein Löwe und Drache gleich furchtbar erscheinen, wie er in Gestalt einer Fliege Dir nicht minder gefährlich seht wird. Und nun, mein Sohn, lebe wohl! vielleicht erscheine ich Dir noch einmal ganz flüchtig; denn wenn Du Anselbert getödtet hast, kann ich zur Ruhe gehen, da ohne diesen ihren stärksten Sohn die alte Kanda nur noch schwach ist und kein Unheil stiften kann. Kämpfe mit Gott und vertraue auf den Beistand der guten Geister; dann mein Guido wird das große Werk gelingen, wovon ich einst in Deiner Väter Hallen zu Dir gesprochen, und was ich damals sagte, bleibt gewiß: „Rosamunde wird dem Sieger!“

Der gute Leuthold verschwand und Guido erfreute sich hierauf noch eines erquickenden Schlummers. Nachdem Guido erwacht, verrichtete er ein inbrünstiges Gebet, stärkte sich noch einmal durch den Anblick der köstlich duftenden Rose, und nachdem er sich vollständig gerüstet hatte, trat er vor den König und sprach: „Gestattet nun, daß ich zur Unternehmung meines Vorhabens schreite; denn heute ist der Tag, wo sie geschehen muß, und die Sonne geht bereits schon auf.“

Mit Würde entgegnete ihm Pharamund: „Es sei, mein ritterlicher Freund! und wir Alle wollen unterdeß

für Euch um Schutz zum Himmel flehen; denn eine gewagte Sache ist's, einen Kampf mit einem Zauberer zu beginnen, der die Macht hat, verschiedene Gestalten anzunehmen. Hier trinkt noch diesen Becher, und dann: *Fliehet mit Gott!*“

Aus der Hand des Königs nahm Guido den goldenen Becher, leerte ihn auf frohes Wiedersehen und schritt dann vorwärts gegen die Nebelwolke zu. Noch einmal drängten die biedereren Ritter sich ihm in den Weg und boten ihm die treue Rechte zum besten Wunsch; sie sprachen noch manch herrliches Wort; vor allem aber der edle Prinz, dann Bruno von der Schlangenburg und Gonthard von der Klaus. Hoffnungsvoll blickten sie ihm nach, bis seine Heldegestalt mit der im ersten Strahl der Sonne köstlich blitzenden Rüstung im dichten Nebelgewölke verschwand. Mancherlei Gefühle tauchten nun in den Herzen der treuen Freunde auf, und bange Zweifel erhoben sich, ob Guido wirklich der schweren Aufgabe gewachsen sei; allein das, was er bisher vollführt, gab ihnen die trostvolle Zuversicht, daß er auch diesem Kampf gewachsen sei, und so harrten sie mit inniger Sehnsucht seiner Rückkehr aus dem Zauberschloße entgegen.

XI.

Beschwerlich und mühevoll war für Guido die Aufgabe, den steilen Weg zum Zauberschloße zurückzulegen, denn ungebahnt war derselbe und nur seine Entschlossenheit achtete nicht die mancherlei Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten. Endlich hatte er mühsam die Höhe erstiegen und stand nun an dem Eingang eines Burghofes, dessen Thor offen stand. Er schritt muthig hindurch und sah jetzt inner demselben ein großes, zum Theil verfallenes Schloß vor sich; doch nichts Lebendes bewegte sich darin, und so kam Guido ob dieser Unheimlichkeit und Leere bei-

nahe ein Schauer an. Auffallend war ihm ferner, daß in dem Schloßhose eine Menge großer alter- graue Steine in Form von Felsblöcken zerstreut umher lagen.

Guido glaubte, daß sein Feind ihm unvermuthet entgegen treten und ihn ob seines frevelhaften Eindringens zurecht weisen werde; doch vergebens, Nie-mand begegnete ihm; er durchschritt nun unverzag, doch stets mit gespannter Aufmerksamkeit das Schloß und gelangte durch dasselbe in einen schattigen Baumgang und sodann in den herrlich blühenden Schloßgarten. In diesem befand sich, umgeben von dufendem Gesträuch eine zierliche Laube; in welcher sich eine Gestalt bewegte, und Guido war schon der Erwartung, daß aus derselben sein Feind ihm entgegen treten werde. Doch, wie war er überrascht, als plötzlich die herrlichste der Jungfrauen, die Königin seines Herzens, geschmückt mit allen Reizen weiblicher Amuth vor ihm stand. Wie fest gebannt stand nun der Ritter vor Erstaunen; denn er sah sein Ideal, das zwei Mal schon im Traum vor ihm erschienen war, nun in der Wirklichkeit sich gegenüber stehen. Auch die Jungfrau staunte, als sie plötzlich ihren Retter vor sich sah; doch ermannte sie sich schnell und mit dem Freudenrufe: „Mein Guido!“ eilte sie auf den Entzückten zu.

„Rosamunde!“ rief Guido liebestbrannt und sprach: los lagen sich die Glücklichen in den Armen. Nachdem sie von der ersten Ueberraschung sich erholt hatten, erzählte nun Rosamunde von ihrer bald dreihundert Jahre währenden Gefangenschaft. Sie machte Guido mit den Gefahren vertraut, die er zu bestehen habe, wenn er sie befreien wolle; ferner erzählte sie ihm, daß die Steine, die er im Schloßhose liegen gesehen, lauter verwunschene Ritter seien, die bereits seit dreihundert Jahren den Versuch zu ihrer Befreiung unternommen haben, und dabei unterlegen seien, und daß

auch ihm ein gleiches Schicksal bevorstände, falls er sich nicht standhaft bewähren würde. Sie machte ihm ferner die Mittheilung, daß er drei Tage und Nächte ganz allein das Schloß bewohnen müsse, wo ihm in den letzteren so mancherlei Versuchungen und Verlockungen bereitet würden, denen er standhaft widerstehen müsse, sonst sei er schon zum voraus verloren. Dann erst erscheine der furchtbare Zauberer Anselbert und werde mit ihm einen mehrfachen Kampf unternehmen, und zwar zuerst als furchtbarer Drache, dann als Ritter, hierauf als Löwe, als Riesenschlange, ferner als Krotobill, als Adler, hierauf als ein Tiger, ein Bär, und zuletzt als eine Flegel; doch als solche habe er ihn nicht mehr zu fürchten, wenn er in den übrigen Gestalten seinen Gegner glücklich bestegt habe. Noch lange sprachen sie, bis der anbrechende Abend sie an das Scheiden erinnerte; Rosamunde bemerkte Guido noch, daß er nur die Nächte hindurch vor den Versuchungen der Zauberinnen sich zu hüten habe; den Tag über würden gute Geister zu seiner Bedienung bereit sein. Auch bedeutete sie ihm, daß er sie nicht eher mehr sehen würde, bis der Sieg ihm vollständig gelungen sei.

Guido begab sich hierauf ins Schloß, um sich ein Schlafgemach zu suchen. Er wählte ein solches im zweiten Stockwerk, und kaum hatte er sich in demselben zurecht geordnet, so ertönte eine liebliche Musik und es erschienen holde Bogen, die sich anschickten, ihm die Rüstung abzunehmen. Guido ließ sie mit harten Worten an und erklärte, daß er in seiner Rüstung schlafen wolle; als sie dennoch nicht gingen, schlug er mit der flachen Klinge um sich und nun zerstob die Schaar nach allen Winden, kläglich jammernd. Er streckte sich nun in seiner Rüstung auf das Lager, das treue Schwert an seiner Seite; die Musik wahrte noch immer fort und stimmte Guido weich. Da

erschien ein schönes Weib, das engelgleich zu seinem Lager schwebte, sich auf den Rand desselben setzte, und ihn durch zärtliche Liebesungen dahin zu verführen suchte, die Rüstung abzulegen; doch er widerstand dieser und ähnlichen Versuchungen und genoss gegen Morgen einen ruhigen Schlaf. Den Tag über ereignete sich nichts Besonderes; doch sein Bemühen, Rosamunde wieder aufzufinden, war vergebens.

Die zweite Nacht war genast und Guido bereits schon in Schlummer versunken, als er durch einen heißen, edelhaften Luftstrom geweckt wurde; in greller Beleuchtung sah er vor sich den weitgeöffneten Rachen eines furchtbar großen Ungethümes, das ihn zu verschlingen drohte. Hätte er nur die tiefste Furcht wahrnehmen lassen, so wäre er verloren gewesen; doch kaltblütig ergriff er sein Schwert und rief es tief in den weit geöffneten Schlund, worauf das Ungeheuer verschwand. Doch in demselben Augenblick stand das ganze Schloß in Flammen; heißer Qualm drohte ihn zu ersticken, und zu Thüre und Fenster leckten die Flammen herein, so daß Guido nicht wußte, wohin er sich wenden soll. Da erschien Mitten in den Flammen ein Greis und sprach: „Guido von Scharfenstein, Deine Stunde hat geschlagen! — Ein noch kann Dich retten; gib mir das Theuerste, was Du an Dir trägst, und ich führe Dich unverfehrt durch die Flammen.“ — „Dann will ich lieber sterben!“ versetzte Guido; denn mein Theuerstes ist die Rose und die lasse ich nicht.“ — „So fahre denn hin!“ rief der Alte und verschwand; mit ihm aber auch die Feuergefahr.

Die Gefahren zweier Nächte waren glorreich überwunden, doch die dritte hätte ihn beinahe noch besiegt. Nachdem er mehrere Verlockungen von sich gewiesen, lag er ruhig, doch schlaflos auf seinem Lager, als plötzlich ein ängstlicher Hilferuf zu seinen Ohren drang.

Guido erhob sich und in demselben Augenblicke kürzte Rosamunde athemlos in das Gemach. „D schütze mich, mein Guido!“ rief sie und schmiegte sich an ihn an. „Anselberts schändliche Diener haben Furcht vor Dir bekommen und wollen mich nun entführen, weil sie nicht mehr hoffen, daß ihr Meister Sieger bleibt!“

„Daß sie nur kommen die Schurken, mein Schutz ist Dir gewiß. Doch sag mir nur, mein süßes Lieb, wie kommt es denn, daß Du doch zu mir kommst, obgleich ich Dich von jenem Abend an, wo meine Prüfung begann, bis zur Beendigung des Kampfes nicht wieder sehen sollte?“

„So war es eigentlich bestimmt; doch da Anselberts Gesindel den Vertrag nicht hält, so habe ich es auch nicht nöthig, zu thun. Doch was sehe ich, mein Guido! Du ruhest in voller Rüstung? Thue doch das nicht; denn so kann der Schlummer Dich nicht stärken, wie es nöthig ist zum Kampfe mit dem Zauberer.“

„Sei unbesorgt, Rosamunde: ich bin es so gewohnt und werde deshalb stark genug zum Kampfe sein. Doch Du zitterst an allen Gliedern; komm, setze Dich her zu mir und werde ruhig.“

„Das kann ich nicht werden, wenn Du die Rüstung nicht ablegst, denn Anselbert ist fürchterlich im Kampfe. Komm, ich will Dir helfen, Dich entkleiden und dann ruhe sanft; ich wache über Deinem Schlummer.“

Beinahe wäre Guido der Verlockung erlegen; doch sein Talisman rettete ihn. Rosamunde machte sich bereit, Hand an seine Rüstung zu legen; doch kaum hatte das schöne Mädchen die Stelle an der Herzgrube berührt, in deren Nähe die Rose lag, so sah Guido, der auf Alles genau achtete, daß ihre zarte Hand sich in eine Affenpote, die er noch sehr im Andenken hatte,

verwandelte; und so schnell sie auch von der furchtbaren Stelle zurückfuhr, und nun wieder die frühere zarte Hand besaß, Guido war bereits darüber im Reinen, daß dieses nicht die wahre Rosamunde sei, und jagte nun mit wenig Umständen die Hexe aus seinem Schlafgemach.

XII.

Nachdem Guido auch diese Prüfung mit Glük bestanden hatte, schickte er sich nun nach Ablauf der gegebenen Frist an, den Kampf mit dem Zauberer Anselbert zu bestehen, und begab sich deshalb kampfgelüftet nach dem Schloßhof, um diesen da zu erwarten. Nicht lange währte es, da verfinsterte sich das Firmament, ferne Donnerschläge erschallten und kamen mit Windeseile immer näher, hellleuchtende Blitze zuckten um das alte Schloß und um den Ritter, der hoch und furchtlos aufrecht stand in dem Toben um ihn her, und den Feind erwartete, der ihn, wie er vermuthete, mit Arglist überfallen werde. Da brauste es ganz nahe, und eines Drachen große Gestalt fuhr durch die Lüfte auf ihn zu und sandte eine Feuergarbe vor sich her, den Ritter zu versengen. Aber das Feuer prallte machtlos an Guido ab, und ein Hieb seines guten Schwertes verfezte dem Ungeheuer, als es sich auf ihn zuenkte, eine tiefe Wunde. Nun ließ es sich ganz zur Erde herab und wälzte seinen schuppigen Leib mit dem weit geöffneten Rachen auf den Ritter los, der mit gewaltiger Anstrengung ihm Wunden beizubringen versuchte; doch vergebens, denn der Schuppenpanzer des Ungethüms war unurchdringlich selbst für Guidos gewaltige Hiebe. Schon hob das selbe seinen Schweif in mächtigen Ringen, um den Gegner zu umschlingen, aber Guido erspähte bei dieser Wendung die Stelle ober dem Bauche, wo sein Schwert eindringen konnte; ein kräftiger Stoß und die Zuckungen des Scheufals zeigten, daß er ihm an's Leben getom-

men. Jetzt sprang Guido zurück, um nicht unter dem Berge des riesigen Leibes begraben zu werden; doch plötzlich war der Drache verschwunden und derselbe schwarze Ritter, den Guido im Turnier besiegt hatte, stand vor ihm mit hochgeschwungenem Schwerte. Unverzagt trat ihm Guido entgegen und ein fürchterlicher Kampf begann. Unter den mächtigen Streichen schienen die alten Felsen zu erbeben, und das Wuthgebrüll des Schwarzen, als der Gegner ihm nicht weichen wollte, gleich dem Toben eines furchtbaren Orkans. Diese Wuth, in welcher Anselbert minder vorsichtig war, benützte Guido, führte einen mächtigen Hieb nach des Gegners Helm und spaltete diesen mit sammt dem Kopfe, daß er zusammenstürzte; aber in demselben Augenblicke sprang ein großer Löwe auf Guido ein und packte ihn unversehens mit seinen Vordertagen um den Hals. Jetzt rettete ihn nur Besonnenheit. Er umfing mit beiden Armen des Löwen Leib, griff mit der Linken nach der Spitze seines Schwertes, gegen dessen Schärfe ihn sein Eisenhandschuh schützte, und schnitt auf solche Weise des Löwen Rückgrad durch. Noch tönte kaum des Löwen Schmerzgebrüll in sein Ohr, da sah er sich schon wieder von einer Riesenschlange umwunden, die ihm unfehlbar gleich die Glieder zerquetscht hätte, wenn nicht seine Rüstung von so ausgezeichnete Stärke gewesen wäre. So aber befehlt er Zeit, den Dolch zu ziehen und indem er mit der Linken den Kopf des Unthiers zurückbog, bohrte er ihm mit der Rechten den spizen Stahl tief in die Gurgel, so daß plötzlich der geringelte Leib von ihm abfiel, dagegen aber ein Krokodill ihn alsbald überfiel. Rasch hücte sich der Ritter nach seinem Schwerte, das er im Kampfe mit der Schlange fallen lassen mußte, und ehe noch das Krokodill mit seinem steifen Nacken auf ihn zukam, hatte ihm Guido schon den Kopf gespalten, und rauschend flog nun ein Adler in die Lüfte.

„So, so! entfliehst Du mir, Du elendes Hexenungehüm!“ rief Guido ihm triumphirend nach. „D bleib doch noch ein wenig, daß ich Dich lehren kann, wie man um Rosamunde wirbt.“ Ob dieses Nachrufes erboste Anselbert und pfeilschnell schoß er aus den Wolken nieder auf Guido; doch der hielt ihm besonnen das scharfe Schwert entgegen, in welches sich in blinder Wuth der Zauberer stürzte; aber zugleich glockten den Ritter eines Tigers grünleuchtende Augen an, und ausgestreckt zum entscheidenden Sprung lag das Thier nach Katzenart; doch Guido ging ihm unerschrocken zu Leibe, und als es sich im Kreise um ihn wenden wollte, versetzte er ihm einen solchen Streich auf's Kreuz, daß das Hintertheil gespalten wurde. Noch war das Ende des Kampfes nicht erreicht; denn im gleichen Moment schlich ein gewaltiger Bär brummend um den Ritter, der jetzt froh war, den letzten Feind vor sich zu sehen; denn der lange Kampf hatte ihn bereits ziemlich angegriffen; deshalb führte er eilig einige so wohl berechnete Streiche, daß der Bär zu Boden sank, ehe er noch zum Angriff kommen konnte. Jetzt war Guido begierig, was wohl sein letzter Gegner, die Fliege, gegen ihn unternehmen werde, da Anselbert eine weitere Verwandlung nicht mehr vollziehen konnte. Sie saß wirklich auf der Stelle, wo der Bär gefallen war, und entfaltete eben ihre dünnen Flügel, um sich durch schnelle Flucht zu retten. Da fauchte neben Guido eine Fliegenklappe nieder, die den Zauberer in seiner Winzigkeit auf ewig zerquetschte, und als Guido sich überrascht nach dem Helfer umsah, stand Prinzessin Rosamunde neben ihm und hatte die That vollbracht, geführt von dem guten Vater Leuthold, der sie noch an der Hand hielt und nun zu Guido mit mildem Lächeln also sprach: „Du hast vollbracht, mein Sohn, was ich von Dir erwartete; hier ist Dein Lohn! — Lebe wohl!“ —

Wonnebrunten stand Guido in sprachlosem Erstaunen; der gute Alte streckte noch segnend seine Hände nach dem Paare aus, dann war er verschwunden; aber Rosamunde lag in des geliebten Befreiers Armen. Nachdem Guido aus dem süßen Wonneaumeel erwachte, in den ihn das Bewußtsein, Rosamunde fest für immer zu besitzen, verienkt hatte, da regten sich die grauen Steine auf dem Burghof, aus jedem erstand ein mächtiger geharnischter Ritter und als sie sich gesammelt hatten, riefen sie dem überraschten Guido zu: „Heil unserm Retter Guido von Scharfenstein, dem mächtigen Bezwinger der Zauberer und Hexen, unserm Könige, und Rosamunde, unserer schönen Königin!“

Vergebens hatte König Pharamund mit seinem Gefolge indeffen mit Bangen einen Tag nach dem andern auf Guidos Rückkunft gewartet. Sie wußten nicht, daß er vorerst drei Tage andere Prüfungen zu bestehen hatte, ehe der Kampf mit dem Zauberer begann; daher waren Viele der Meinung, Guido sei dasselbe Schicksal zu Theil geworden, wie den Hunderten seiner Vorgeher, und es sei daher das Klügste, man ziehe wieder heim; doch der edle König hoffte noch immer das Beste, da sich auch von Anselberts Sieg kein Zeichen wahrnehmen ließ.

Endlich am vierten Tag sah das ganze Lager den Drachen unter Donner und Blitz daherbrausen und in den Nebelberg fahren. Da fürchteten Viele für den kühnen Wager, der es unternahm, mit einem solchen Ungehüm zu streiten; zudem hörten sie immerfort das dumpfe Toben des Kampfes aus dem Nebel heraus, und die meisten schöpften wieder Hoffnung, da Guido sich so lange tapfer hielt. Endlich hob sich der Nebel von dem Berge, zog langsam aufwärts und vor den erstaunten Blicken der im Lager befindlichen lag das alte Zauberschloß. Aus dem Thore desselben zog Guido, seine Rosamunde an der Hand

führend, und gefolgt von den dreihundert Rittern, die er aus dem Zauberschlaf erlöst hatte. Bunt war der Zug, denn gar mancherlei Rüstungen und Waffen sah man da.

Lauter Jubel begrüßte die Nahenden; Alle waren überrascht von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Rosamundens; jeder drängte sich an Guido, um die bestandenen Abenteuer sich von ihm erzählen zu lassen. Doch alsbald gebot König Pharamund, daß man aufbreche und in die Residenz zurückkehre. Durch die dreihundert Ritter, zum Theil aus früheren Jahrhunderten stammend, erhielt der Zug einen eigenthümlichen Charakter, und die Bewohner der Residenzstadt staunten nicht wenig, als diese nahten.

Nach kurzem erfolgte die feierliche Vermählung des Prinzen Guido, (denn als solchen hatte König Pharamund den kühnen Ritter, der sein Reich von so vieler Plage befreit, nun ernannt,) mit Prinzessin Rosamunde. Festlichkeiten folgten auf Festlichkeiten, und Reich wie Arm, kurz alles Volk war beglückt und freudig bewegt, daß sie aus der Gewalt der Zauberer endlich befreit und deren Macht, die schon Jahrhunderte gewährt hatte, gebrochen war.

Die väterliche Burg hatte Guido seinem Freunde, dem Ritter Edmund von der Wart abgetreten, der dessen Schwester Ida sich zur Hausfrau nahm; er aber lebte mit seiner geliebten Rosamunde viele Jahre glücklich am Hofe Pharamunds und zahlreiche Sprossen gingen hervor aus dem gesegneten Bunde, und alle wurden sie wackere Ritter und Liebenswürdige Prinzessinen, gleich ihren vortrefflichen Eltern.

Nie aber hörte man in jenem Lande mehr, daß Hexen oder Zauberer einige Gewalt erlangt hätten; ihre Macht war gebrochen durch die Kraft und die Stärke der „wunderbaren Rose.“